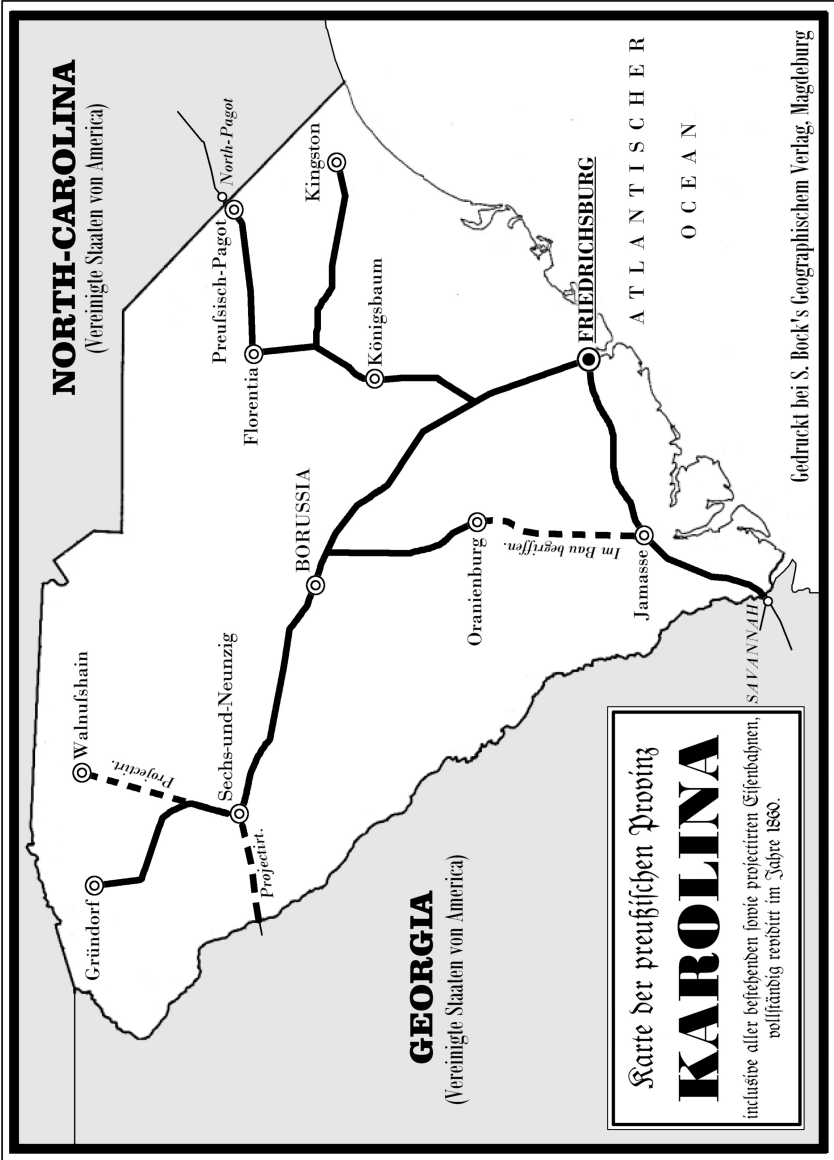


Leseprobe

*Sie erhalten diesen Roman ab Mitte März 2012 als Hardcover direkt beim Verlag,
als Paperback (580 Seiten) überall im Handel (ISBN 978-3-941258-26-6)
und als eBook.*

*Informieren Sie sich über unser umfangreiches Programm:
www.atlantis-verlag.de*



Gedruckt bei S. Brock's Geographischem Verlag, Magdeburg

Er rannte. Er rannte um sein Leben. Seine nackten Fußsohlen waren von spitzen Steinen zerfetzt, das blutende rohe Fleisch brannte wie Feuer. Seine Lunge wurde bei jedem Atemzug von Messerstichen durchbohrt. Sein Herz hämmerte in rasendem Tempo, als wollte es beim nächsten Schlag bersten. Reißende Schmerzen fuhren bei jeder Bewegung durch seine Beine. Bob war am Ende seiner Kräfte. Doch er konnte nicht stehen bleiben. Er wusste, was ihn erwartete, wenn sie ihn fingen. Sie würden ihn an einen Pfahl ketten, ihm den Rücken peitschen, bis die Knochen blank lagen, und ihn dann langsam sterben lassen. Als Warnung für die anderen Sklaven der Plantage.

Jeder Schritt war eine Höllenqual, aber er rannte weiter. Der Tod selbst jagte ihn vorwärts.

Der Sergeant lehnte mit den Armen auf dem Schlagbaum und blickte gelangweilt auf die Landschaft jenseits der Schranke, die sich in nichts von dem Panorama auf seiner Seite unterschied. In der Hitze der grellen Mittagssonne schien sich die Luft in der Ferne zu verflüssigen; die Konturen der grasbewachsenen Ebene und der verstreut stehenden einsamen Magnolienbäume verschwammen mit dem Blau des Himmels. Die staubig gelbe Straße löste sich in unruhigem Flirren auf, noch ehe sie an der nächsten Biegung zwischen trockenem Buschwerk verschwand. Irgendwo gab eine einzelne Grille unbeirrt ihre schnarrenden Laute von sich.

Nur acht Tage musste der Sergeant noch überstehen, dann hatte er die sechs Wochen Grenzdienst hinter sich gebracht. Er konnte es kaum erwarten, diese ereignislose Eintönigkeit endlich hinter sich zu lassen. Nichts konnte ihm die Stumpfsinnigkeit der sich zäh dahinschleppenden Stunden erträglich machen.

Aus den weit geöffneten Fenstern des weiß verputzten Wachhauses drangen die Stimmen der übrigen Soldaten seiner Korporalschaft. Sie sagten ihre Stiche beim Skat an und ließen dazu die Spielkarten laut auf den Tisch knallen. Da Alkohol untersagt war und eine Ortschaft, geschweige denn Frauen, im Umkreis von sechs Meilen nicht aufzufinden waren, blieb nur das Skatspiel, um die dienstfreie Zeit totzuschlagen. Ein Soldat der Korporalschaft, ein dilettierender Maler, hatte sich anfangs noch mit Zeichenpapier auf den Weg gemacht, um die Motive der Umgebung zu skizzieren. Er hatte dieses Unterfangen rasch aufgegeben, da er nichts finden konnte, was eine Darstellung wert gewesen wäre.

Nicht der kleinste Windhauch brachte ein wenig Kühlung oder versetzte wenigstens die stehende Luft in Bewegung. Träge hing das Flaggentuch am Fahnenmast. Der Sergeant nahm den Helm vom Kopf und wischte sich mit dem Ärmelaufschlag den Schweiß von der Stirn. Statt den Helm danach wieder aufzusetzen, hängte er ihn mit dem Kinnriemen an die ausgestreckte Flügelspitze des gusseisernen Adlers, der einen Steinpfeiler neben dem Schlagbaum krönte. Der Teufel sollte die Vorschriften holen. Wenigstens heute.

Bobs trockener Rachen krampfte sich zusammen. Er bekam kaum noch Luft und konnte nicht einmal mehr den wenigen bitteren Speichel hinunterschlucken, der sich in seiner Mundhöhle sammelte.

Wie weit noch? Lag das Ziel hinter der nächsten Wegbiegung? Oder so weit entfernt, dass er es nie erreichen konnte? Lief er vielleicht schon seit Morgengrauen die falsche Straße entlang? Der Gedanke, von Anfang an ins Nichts gerannt zu sein, schnürte ihm die Kehle zu. Er versuchte, ihn aus seinem dröhnenden Schädel zu drängen. Aber es gelang ihm nicht. Die sandige Straße, deren Steine bei jedem Schritt in seine zerschundenen Füße stachen, schien ihn zu verspotten. Aus seinen von Staub und Hitze angeschwollenen Augen rannen Tränen.

Und dann hörte er die Hunde hinter sich. Ihr wütendes Bellen war noch weit weg, doch es kam näher. Die weißen Herren hatten seine Spur gefunden. Er konnte ihnen nicht mehr entkommen. Bob wollte sich zu Boden fallen lassen und einfach nur auf den Tod warten. Aber nach Stunden des Laufens gehorchten ihm seine Beine nicht mehr sofort. Statt stehen zu bleiben, wankte er noch einige Schritte vorwärts. Gerade weit genug, um den Scheitel der kleinen Anhöhe zu erreichen und von dort aus ein weißes Haus hinter einem Schleier flimmernder Luft auftauchen zu sehen. Er konnte es nicht glauben. Wenn es nun nichts war als ein böser Streich Satans, der seine Augen betrog? Nein, was er sah, war wirklich. Ein Haus, ein Fahnenmast, ein Schlagbaum über der Straße.

Dort lag die Grenze, von der sich alle Sklaven heimlich erzählten.

Die zum Greifen nahe Freiheit gab ihm noch einmal Kraft. Er schleppte sich weiter, versuchte zu laufen. Hinter ihm wurde das Bellen lauter.

Gerade sortierte der Sergeant die ineinander verdrehten geflochtenen Schnüre seines Portepées, als ihn ein Geräusch aufhorchen ließ. Hundegebell drang von der anderen Seite der Grenze herüber. Wenn ein einzel-

ner Hund anschlug, hatte das nie viel zu bedeuten. Doch dies musste eine ganze Meute sein. Und das konnte nur eines heißen: Ein Plantagenbesitzer jagte einen entflohenen Sklaven.

Angestrengt hielt der Sergeant Ausschau. Und wirklich, dort wo sich die Straße in der vibrierenden Luft verlor, erschien eine schwarze Gestalt. Ein Mann in abgerissener Kleidung, der am Ende seiner Kräfte zu sein schien. Er bewegte sich schwankend auf die eigentliche Grenzlinie zu, die fünfzig Schritt vor dem Schlagbaum verlief und durch zwei hölzerne Pfähle markiert wurde, einer schwarz-weiß gestreift, der andere blau-weiß-rot. Im selben Moment, als er diese Pfähle passierte, erschien die furchteinflößend laute Hundemeute hinter ihm. In wenigen Momenten würde sie ihn einholen.

Verdammte Scheiße!, dachte der Sergeant mit zusammengebißenen Zähnen. Er überlegte nur kurz, nicht einmal eine Sekunde lang, und rief dann aus vollem Hals: »Wache raustreten!«

Augenblicklich verstummten die Geräusche des Kartenspiels im Wachhaus, dafür waren eiliges Stiefeltrampeln und das Klirren der rasch ergriffenen Waffen zu hören. Die Soldaten kamen ins Freie gerannt, noch während sie sich die Kinnriemen ihrer Helme zurechtzogen.

»In Linie hinter dem Schlagbaum deployieren!«, ordnete der Sergeant an. Mehr brauchte er nicht zu sagen. Jeder konnte den von Hunden gehetzten flüchtigen Sklaven sehen, den nur noch wenige Schritte von der Schranke trennten. Doch nun preschte ein riesiger Bluthund aus der Meute vor. Er machte einen Satz und schlug seinem Opfer die Zähne ins Bein. Der Sklave schrie auf und stürzte.

Diesmal war kein Befehl nötig. Ein Soldat feuerte sein Gewehr aus nächster Nähe auf den Hund ab. Blut spritzte nach allen Seiten, die Zähne lösten sich aus dem Fleisch und mit einem rasch ersterbenden Winseln ging das Tier zu Boden. Der Rest der Meute, schon bedrohlich nah herangekommen, wurde durch den scharfen Knall des Schusses vertrieben und ergriff die Flucht. Zwei Soldaten zogen den vor Schock bewusstlosen Sklaven auf ihre Seite des Schlagbaums. Doch der Sergeant ahnte, dass die Sache noch nicht ausgestanden war. Die Hundemeute mochte vertrieben sein, aber nun erschien eine Gruppe von sieben Reitern und hielt auf den Grenzposten zu. Sie machten nicht an den Pfählen halt, sondern brachten ihre Pferde erst knapp vor dem Schlagbaum zum Stehen.

Ihr Anführer, ein nahezu karikaturartig typischer Plantagenbesitzer der Südstaaten mit einem Bart nach Art des französischen Kaisers Napoleon III. und einem breitkrepigen weißen Strohhut, deutete mit der Mün-

dung seines Colts auf den ohnmächtigen Sklaven und forderte herrisch: »Der Nigger gehört mir. Rückt ihn raus!«

»Wir liefern keine entflohenen Sklaven aus«, entgegnete der Sergeant frostig. »Sie sollten das eigentlich wissen, Sir.«

»Gebt ihn mir oder wir holen ihn uns!«, drohte der Südstaatler und unterstrich seine Worte, indem er den Hahn seiner Waffe spannte. Die übrigen sechs Reiter taten es ihm nach.

Der Sergeant sah dem Sklavenhalter unbeirrt fest in die Augen und befahl dabei ruhig: »Legt an!« Unverzüglich richteten die Soldaten ihre schussbereiten Gewehre auf die Fremden.

Die Reiter zögerten zu reagieren. Aber sie erkannten, dass ihre sieben Colts den zwölf Gewehren chancenlos unterlegen waren. Betont langsam, um ja keinen irrtümlichen Schusswechsel auszulösen, steckten sie ihre Pistolen zurück in die Halfter.

»Behaltet den Nigger«, knurrte ihr Anführer. »Aber fühlt euch bloß nicht zu sicher. Wir kommen wieder!«

Sie rissen ihre Pferde herum und ritten in scharfem Galopp davon, ohne noch einmal zurückzublicken.

Jetzt, da die Gefahr überstanden war, konnte der Sergeant sich endlich um den bewusstlosen Verletzten kümmern. Er ging neben ihm in die Hocke und legte zwei Finger auf dessen Halsschlagader, um sich zu vergewissern, dass er es überhaupt noch mit einem lebenden Menschen zu tun hatte.

Bob öffnete mühsam die brennenden Augen. Als die Dunkelheit wich, sah er das Gesicht eines Mannes, der sich über ihn beugte. Eines Mannes in blauer Soldatenuniform, dessen Haut ebenso tiefschwarz war wie seine eigene. *Es ist also wirklich wahr*, dachte er erleichtert.

Dann ließ er sich, von der Last der Ungewissheit befreit, wieder in die weiche Finsternis seiner Ohnmacht zurücksinken.

20. Oktober 1862

Auf dem Atlantik

Die junge Frau strich sich eine blonde Haarsträhne, die sich aus ihrer Frisur gelöst und unter dem ausladenden Hut hervorgestohlen hatte, aus der Stirn. Mit der anderen Hand hielt sie umsichtig ihren Reifrock unter Kontrolle. Immerhin konnte jederzeit ein heftiger Windstoß unter ihre Krinoline fassen und das leichte stählerne Gestell mitsamt den Unterröcken unangenehm weit anheben. Bislang war ihr diese unschöne Erfahrung erspart geblieben, wenn auch bisweilen nur arg knapp, und sie hatte auch nicht die Absicht, so kurz vor Ende der Reise durch Nachlässigkeit doch noch eine peinliche Situation heraufzubeschwören.

Amalie von Rheine stand weit vorne auf dem Deck der *Suebia*, dort wo der Rumpf bereits schmaler wurde, um schließlich im spitzen Bug zusammenzulaufen. Blickte sie vorwärts, sah sie eine endlos scheinende graublaue, träge wogende Wasserfläche, die sich bis zum Horizont erstreckte und dann in den locker bewölkten Himmel übergang. Die eigentlich zu erwartende melancholisch stimmende Illusion vollkommener Einsamkeit wollte sich trotz dieser unbegrenzten Weite nicht einstellen. Dafür sorgte schon die Silhouette eines weiteren Dampfschiffes mitsamt hoch aufsteigender schwarzer Rauchwolke in der Ferne, die Amalie daran erinnerte, dass dies kein poetisches Meer war, sondern ein höchst reales, das sich viele teilen mussten. Ein Übriges tat das Stampfen, das von der niemals ruhenden Dampfmaschine ausging; es führte Amalie ständig vor Augen, dass die *Suebia* beileibe keines der romantisch verklärten Segelschiffe alter Balladen war, sondern ein Schraubendampfer, der den Atlantischen Ozean in unglaublichen dreizehn Tagen zu überqueren vermochte. Ein Triumph der Ingenieurkunst, respektable zweihundertfünfzig preußische Fuß lang und der ganze Stolz der *Hamburg-Amerikanischen Packetfabrt-Actien-Gesellschaft*. Doch gewiss kein Schiff, das zum Träumen einlud.

Allerdings stand Amalie der Sinn ohnehin nicht nach träumen.

Sie befand sich auf einer Reise ins Ungewisse, und je näher sie ihrem Ziel kam, desto öfter fragte sie sich, ob ihre Entscheidung nicht vielleicht doch übereilt gewesen war.

Auch jetzt, als sie den Blick über die flachen Schaumkronen des sanft gekräuselten Meeres schweifen ließ, kamen ihr erneut Zweifel an der Richtigkeit ihres Entschlusses.

Doch auch diesmal schob sie alle Bedenken kurzerhand beiseite und machte sich klar, dass sie natürlich die richtige Entscheidung getroffen hatte. Die richtige und einzig mögliche Entscheidung, wenn sie sich nicht den Rest ihres Lebens über eine verschenkte Chance ärgern wollte. Hätte sie lieber an einer trübseligen, unterbudgetierten Mädchenschule versauern sollen, wo man den Schülerinnen eine mit reichlich Handarbeiten und Hauswirtschaft garnierte armselige Halbbildung vermittelte? Dafür hatte sie nicht das Lehrerinnenseminar absolviert, nicht die vielen Hindernisse überwunden. Wenn ihr also der preußische Staat die Möglichkeit gab, an der wohl einzigen wirklich ernst zu nehmenden höheren Töchterschule des gesamten Königreiches zu unterrichten, dann akzeptierte sie dieses Angebot selbstverständlich. Auch wenn das bedeutete, der Heimat auf unbestimmte Zeit den Rücken zu kehren und über den Ozean in die fernste Provinz Preußens zu fahren. Aber trotz aller Überzeugung, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben, wollte ein letzter Rest von Unsicherheit einfach nicht verschwinden.

Grelles Kreischen riss Amalie aus ihren Gedanken. Sie schaute nach oben und sah einige Möwen, die lautstark zeternd über dem Schiff kreisten.

Das Land konnte also nicht mehr weit sein. Amalie beobachtete die weißen Seevögel, die elegant durch die Luft glitten und dabei den rauchspeienden Schornstein ebenso umrundeten wie die drei Masten, an denen sich kein Segeltuch blähte. Nicht ein einziges Mal auf der gesamten Strecke hatte die *Suebia* wegen eines Ausfalls der Maschine Zuflucht zum Wind nehmen müssen, sondern die Fahrt ausschließlich mit der Kraft des Dampfes bestritten.

Die Vögel ließen sich unbekümmert auf der Takelage nieder und blickten hinab auf das Schiffsdeck tief unter ihnen, vielleicht in der Hoffnung, dass der Koch die Überbleibsel des Frühstücks über Bord warf. Es erleichterte Amalie ein wenig, dass zumindest die Möwen dieses fremden Weltteils denen in der Heimat zum Verwecheln ähnelten. Das Unbe-

kannte wurde durch kleine Einsprengsel von Vertrautem gleich viel weniger furchteinflößend.

»Guten Morgen, Fräulein von Rheine«, hörte sie eine Männerstimme von hinten.

Sie drehte sich um und sah sich dem Mitpassagier gegenüber, mit dem sie bei den Mahlzeiten im Salon den Tisch teilte. Er lüftete höflich den breitkrepigen Strohhut; in der anderen Hand hielt er das ledergebundene Notizbuch, ohne das man ihn während der gesamten Reise nie gesehen hatte.

»Guten Morgen, Herr Fontane«, erwiderte Amalie den Gruß. »Wir haben Sie beim Frühstück vermisst. Ihre Gesellschaft fehlte uns doch sehr.«

»Ich bitte um Verzeihung für meine Abwesenheit. Eine kleine Unpässlichkeit ließ es mir angeraten erscheinen, heute auf das Frühstück zu verzichten«, sagte Theodor Fontane entschuldigend. Der noch zu erahrende Nachklang grünlicher Blässe um seine Nase verriet Amalie zwar, dass die Unpässlichkeit so klein nicht gewesen sein konnte, doch sie verzichtete taktvoll darauf, sich genauer nach dem Befinden ihres Reisegegnossen zu erkundigen.

Der Herr aus Berlin, der mit der kaum über den Kragensansatz reichenden Andeutung einer Künstlermähne und einem dezent an ein Walross erinnernden Schnurrbart die Attribute des Literaten zur Schau trug, hatte sich während der Reise als ebenso intelligenter wie unterhaltsamer Plauderer erwiesen. Dass er in jedem Gespräch früher oder später einen Anlass fand, die landschaftlichen Reize und die historische Vielfalt der Mark Brandenburg zu preisen, war dabei eher amüsant als befremdlich gewesen.

Er vollführte mit den Armen eine weit ausgreifende Bewegung, mit der er Meer und Himmel umfassen zu wollen schien. Jedoch wurde er sich der ungewollten Theatralik seiner Geste plötzlich bewusst, zog die Arme wieder ein und beschränkte sich auf die schlichte Frage: »Wie ist Ihr Befinden an diesem herrlichen Tag, Fräulein von Rheine?«

»Ganz exzellent. Wer könnte auch bei diesem prachtvollen Wetter schlechter Laune sein?«

»Nun, ich wüsste da zumindest eine Person«, meinte Fontane und deutete durch eine Kopfbewegung in Richtung der Rettungsboote auf der Backbordseite des Schiffes. Dort stand ein weiterer Passagier, ein Mann mittleren Alters von wenig beeindruckender Statur. In einem höchst banalen Gesicht betonte ein dürrtiger Bart oberhalb des schmallippigen Mundes wie eine doppelte Unterstreichung die beständig verkniffene

Miene. Er hätte gut ein pedantischer subalternen Fiskalbeamter sein können, wozu auch die runde Brille auf seiner Nase gut gepasst hätte. Missmutig hielt er mit einer Hand den hohen Zylinderhut fest und klammerte sich mit der anderen an die Vertäuung des Rettungsbootes.

»Sieh an, Herr Krüger beehrt uns mit seiner Gegenwart«, kommentierte Amalie schnippischer, als sie eigentlich wollte. Tatsächlich war Krügers Gegenwart während der gesamten Reise eine ausgesprochen unerfreuliche Angelegenheit gewesen. Kleinkariert, chronisch unzufrieden mit allem und jedem, sauertöpfisch und dabei grenzenlos langweilig hatte er es verstanden, sämtliche anderen Passagiere vom ersten Moment an gegen sich einzunehmen und selbst den doch einiges gewohnten Stewards mit seinen unausgesetzten Mäkeleien den letzten Nerv zu rauben. Kapitän Kaacksteen hatte Amalie bei der Bridgepartie am vergangenen Abend anvertraut, Herr Krüger sei mit Abstand das Unangenehmste, was er je über den Ozean habe transportieren müssen. Diese Aussage wog schwer, da der Kapitän nach eigenem Bekunden bereits ein Schiff mit einem halben Regiment seekranker, ausnahmslos unter unerfreulichen Krankheiten leidender Soldaten unter Deck in einem tagelangen Sturm befehligt hatte.

Glücklicherweise war Herr Krüger auch absolut ungesellig und verzichtete darauf, sich längere Zeit in der Nähe anderer aufzuhalten. Als er nun Amalie und Fontane unweit von sich stehen sah, zog er knapp den Hut, wandte sich ab und entfernte sich.

»Ein unerfreulicher Mensch«, befand Amalie.

Fontane nickte zustimmend. »Ich wünsche Ihnen aufrichtig, dass Sie ihm nach Abschluss dieser Reise nie wieder begegnen müssen.«

»Die Wahrscheinlichkeit dafür ist, Gott sei Dank, gering. Ich müsste schon großes Pech haben, noch einmal ausgerechnet mit Herrn Krüger konfrontiert zu werden. Schließlich hat die Provinz Karolina achthunderttausend Einwohner und die Hauptstadt Friedrichsburg alleine bereits fünfundsiebzigtausend.«

»Ich bin beeindruckt, Fräulein von Rheine. Sie haben sich sehr eingehend über Preußisch-Amerika informiert.«

»Leider nicht so eingehend, wie mir lieb wäre. Ich musste unter Zeitdruck disponieren und konnte über mein Reiseziel nur einen Bruchteil dessen in Erfahrung bringen, was ich wissen wollte. Bei Licht besehen beschränken sich meine Kenntnisse auf das, was ich während der Überfahrt im Baedeker gelesen habe«, gestand Amalie bedauernd ein.

»Das ist ganz und gar keine Schande«, versicherte ihr Fontane. »Die meisten Preußen wissen weit weniger über Karolina. Letztlich ist dieses

beklagenswerte Defizit ja auch der Grund, weshalb ich diese Fahrt unternehme. Vielleicht bringen meine Artikel in der Kreuz-Zeitung ja unseren Landsleuten diese in jeder Hinsicht außergewöhnliche Provinz ein wenig näher.«

»Was auch dringend notwendig ist, Herr Fontane. Als ich einigen Freundinnen meinen Entschluss mitteilte, nach Amerika zu gehen, versuchten sie händeringend, mich davon abzubringen. In ihrer Vorstellung ist Karolina eine Art unzivilisierte Halbwildnis, in der, überspitzt ausgedrückt, gleich hinter dem Meeresstrand der Urwald beginnt und wo man damit rechnen muss, sofort nach Verlassen des Schiffes von Indianern überfallen und verschleppt zu werden.«

Fontane konnte sein Lachen nicht zurückhalten. »Oh ja, solchen krausen Ansichten bin ich auch begegnet. Hoffen wir zu unserem Besten, dass wirklich nichts davon zutrifft. Wir werden uns ja sehr bald unser eigenes Bild von der Realität machen können. Der Kapitän sagte mir eben, dass wir am frühen Nachmittag Friedrichsburg erreichen – falls wir nicht übermäßig lange aufgehalten werden.«

»Was sollte uns denn aufhalten?«, wunderte sich Amalie.

»Beispielsweise diese Herrschaften dort«, gab Fontane zur Antwort und wies auf das bereits erheblich näher gekommene andere Dampfschiff. »Sie halten gezielt auf uns zu. Ich möchte wetten, dass wir es mit einem amerikanischen Kriegsschiff zu tun haben. Man wird die *Suebia* zweifellos kontrollieren wollen.«

Er setzte an, die Hintergründe zu erklären, doch Amalie unterbrach ihn freundlich, aber bestimmt schon nach den ersten Worten: »Bitte sparen Sie sich diese Mühe. Mir ist bekannt, dass man in Amerika befürchtet, die aufständischen Staaten des Südens könnten über Karolina Nachschub empfangen.«

Verdutzt hob Fontane die Augenbrauen. »Es ist höchst ungewöhnlich, dass eine junge Dame derartige Zusammenhänge versteht«, meinte er überrascht. Als er merkte, wie sich bei seinen Worten Amalies Miene zu verfinstern begann, fügte er eilig hinzu: »Ich bitte um Verzeihung, das war äußerst taktlos von mir. Nach unseren bisherigen Gesprächen hätte ich in der Lage sein sollen, Ihren Geist zutreffender einzuschätzen.«

»Ich will es Ihnen nachsehen, Herr Fontane«, erwiderte sie lächelnd. Man hatte ihr schon zu oft allein aufgrund ihres Geschlechts die Fähigkeit zum eigenständigen Denken abgesprochen, als dass sie sich noch in jedem einzelnen Fall darüber aufregen wollte.

Auf jeden Fall wusste Amalie, dass die Vereinigten Staaten alle

brauchbaren Häfen des aufständischen Südens besetzt oder von See her abgeriegelt hatten. Doch über Karolina konnte, rein theoretisch, auch weiterhin jede Art von Nachschub ungehindert ins Herz der Rebellenstaaten gelangen. Das war bisher zwar nicht geschehen, doch der Norden ging kein Risiko ein. Schiffe, die Karolina ansteuerten und nicht unter preußischer Flagge fuhren, wurden daher von der amerikanischen Kriegsmarine überprüft. Preußischen Schiffen blieben diese Kontrollen erspart; man wollte Preußen nicht unnötig erbittern und so vielleicht erst dazu bringen, den Rebellen ganz unverhohlen die Häfen zu öffnen. All das war Amalie dank aufmerksamer Zeitungslektüre vertraut, wenn sie auch Fontane in gewisser Weise recht geben musste. Es gab nicht viele Frauen, die Interesse für die Ereignisse in der Welt zeigten.

»Denken Sie, man wird unser Gepäck kontrollieren?«, fragte sie, um ihren Gesprächspartner von der peinlichen Verpflichtung weiterer Bekundungen seines Bedauerns zu befreien.

Fontane überlegte kurz, ehe er antwortete: »Das ist höchst unwahrscheinlich. Sie wollen vor allem Gewehre, Schießpulver und ähnliche Militärgüter aufspüren. Daher werden sie sich bei der Kontrolle wohl auf die Laderäume beschränken.« Er blickte sich kurz um und fuhr dann in etwas gedämpfterem Tonfall fort: »Die wissbegierige Einsichtnahme in unsere persönlichen Habseligkeiten ist nach wie vor das Privileg der königlichen Zollbehörde.«

Amalie verzog säuerlich die Mundwinkel. Sie hatte mit dem Pflichter der preußischen Douaniers bereits bei früheren Reisen reichlich Bekanntschaft schließen dürfen.

Theodor Fontanes Gesichtsausdruck veränderte sich; er schien einen plötzlichen Einfall zu haben. Rasch schlug er sein Notizbuch auf, doch der Wind fuhr zwischen die Seiten und blätterte sie immer wieder um, so dass es ihm nicht möglich war, auch nur ein Wort ungehindert niederzuschreiben.

»Würden Sie mich entschuldigen, Fräulein von Rheine?«, bat er schnell. »Unser Gespräch hat mich zu einer Einleitung für meinen ersten Artikel inspiriert. Ich möchte diese Idee zu Papier bringen, bevor sie mir vielleicht wieder entgleitet.«

Amalie gab ihm zu verstehen, dass sie volles Verständnis für die besonderen Zwänge habe, die einem Schriftsteller von seinen Eingebungen auferlegt werden. Dankend zog der Journalist mit einer angedeuteten Verbeugung den Hut und entfernte sich eilig.

Nur kurz blickte Amalie ihm nach und fragte sich, welche Gestalt das

kurze Gespräch wohl in seinem Artikel annehmen würde. Dann wandte sie sich wieder um und schaute auf das amerikanische Schiff, das inzwischen so nah gekommen war, dass sie mit bloßem Auge den Namen *Brazeeau* am Bug ausmachen konnte. Zugleich erstarb das Stampfen der Dampfmaschine tief im Bauch der *Suebia*. Ein Beiboot wurde von dem Kriegsschiff zu Wasser gelassen.

Die Schicklichkeit hätte verlangt, dass Amalie in ihre Kabine zurückkehrte und dort blieb, solange die amerikanischen Offiziere an Bord waren. Einer jungen Dame, zudem noch einer unverheirateten, stand es nicht zu Gesicht, unziemliche Neugier an den Tag zu legen. Aber in diesem Fall, entschied Amalie, musste die Schicklichkeit zurückstehen. Sie wollte zu gerne wissen, ob amerikanische Offiziere in Haltung und schneidigem Äußeren wohl mit preußischen mithalten konnten. Also blieb sie an Deck und verfolgte, wie sich das weiße Beiboot der Fregatte mit gleichmäßigen Ruderschlägen langsam der *Suebia* näherte.

Washington, District of Columbia

Wilhelm Pfyfer ging mit schnellen, festen Schritten die Pennsylvania Avenue hinab. Er war in Eile. Im Navy Yard, wo er mit dem eigens für ihn abgestellten Aviso *Libelle* eingetroffen war, hatte ihm niemand ein Pferd zur Verfügung stellen wollen, und kein Droschkenkutscher hatte ihn auch nur eines Blickes gewürdigt. Also musste er zu Fuß an sein Ziel gelangen, und das so rasch wie möglich. Seinen König warten zu lassen, war für ihn undenkbar.

Das Kapitol mit seiner noch immer unvollendeten Kuppel hatte Pfyfer im Vorübergehen kaum eines beiläufigen Blickes gewürdigt. Für das müßige Bestaunen von Sehenswürdigkeiten fehlte ihm nicht alleine die Zeit, sondern auch jeglicher Sinn. Ein exakt ausgeführter Schwenk einer Infanteriekompanie im Parademarsch beeindruckte ihn mehr als architektonische Feinheiten, die sich vollkommen seinem Verständnis entzogen.

So gut es ging, wich er den zahllosen lehmigen Pfützen aus, ohne dabei sein Tempo zu verlangsamen. Er hatte für diesen Anlass selbstverständlich seine Paradeuniform mit der weißen Hose angelegt, die er nun mühevoll vor jedem noch so kleinen Dreckspritzer schützen musste. Die Pennsylvania Avenue mochte schnurgerade und verschwenderisch breit angelegt sein, aber obwohl sie das Parlament mit dem Palast des Präsidenten verband und von repräsentativen Regierungsbauten und luxuri-

ösen Residenzen gesäumt wurde, war sie unbegreiflicher Weise nicht gepflastert. Jeder kleine Regenschauer verwandelte die Prachtstraße in einen gigantischen Schlammfad. Und es hatte in der vorangegangenen Nacht reichlich geregnet.

Natürlich hätte Pfeyfer auch auf den besser befestigten Bürgersteigen gehen können. Doch dort war das Gedränge so groß, dass er mit Sicherheit doppelt so lange gebraucht hätte, um das Weiße Haus zu erreichen. Er zog den Kampf gegen den Schmutz dem Kampf gegen die Menschenmassen vor.

Dass er auffiel, war ihm natürlich bewusst. Er maß deutlich über sechs Fuß, trug zudem eine vor blanken Messingbeschlägen glänzende Pickelhaube auf dem Kopf und war ein Neger. Sein Aussehen zog unweigerlich alle Blicke auf ihn. Manche dieser Blicke waren bewundernd, manche einfach nur neugierig, andere aber unverhohlen feindselig. Die bewundernden Blicke kamen ausschließlich von den zahlreichen ehemaligen Sklaven, die nach wie vor untergeordnete schwere Arbeiten verrichteten. Washington mochte als Hauptstadt des Nordens Zentrum des Kampfes gegen die Sklavenhalterstaaten des aufständischen Südens sein; doch im Bundesdistrikt selbst war die Sklaverei erst im zurückliegenden April eher widerstrebend aufgehoben worden.

Ebenso klar war Pfeyfer, dass die feindseligen Blicke vorwiegend von den eingesessenen weißen Bürgern Washingtons ausgingen. Wenn er in seiner preußischen Uniform, die den meisten von ihnen zumindest von respektlosen Zeitungskarikaturen her bestens vertraut war, durch Washington ging, dann war er für diese Leute die Verkörperung Karolinas. Und das ließ ihn in den Augen vieler unter ihnen unweigerlich zum Objekt ihres eisigen Widerwillens, ja sogar ihres Hasses werden. Sie hatten nicht vergessen, dass Karolina einmal South Carolina gewesen war und ohne Zweifel als dreizehnter Gründungsstaat ein Teil ihrer Nation geworden wäre, hätte nicht der Bruder Friedrichs des Großen seinerzeit die aufständische britische Kolonie für Preußen in Besitz genommen, ehe sie sich dem neuen Staatenbund anschließen konnte. Zwar war die unanfechtbare Rechtmäßigkeit dieser Erwerbung in Verträgen zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten ausdrücklich festgestellt worden, doch mit Schriftstücken und Paragraphen hatte sich noch nie eine verletzte Volksseele beschwichtigen lassen. Sogar die Unterschrift des als nahezu unfehlbar verehrten George Washington hatte daran wenig zu ändern vermocht.

Natürlich schwanden die antipreußischen Ressentiments in Amerika

dahin, je weiter diese Ereignisse in die Vergangenheit rückten. Die meisten Menschen im Norden empfanden das Stück Preußen auf amerikanischem Boden nicht mehr als Fremdkörper. Doch im Süden hielt sich noch die Ansicht, Karolina sei Diebesgut und die bloße Existenz der preußischen Provinz eine permanente Provokation. In Major Pfyfer gewann diese Provokation gleich doppelt Gestalt. Er repräsentierte nicht nur das preußische Karolina, er war auch noch schwarz. Somit vereinte er in seiner Person in konzentrierter Form alles, was der Süden an Karolina verabscheute. Und Washington war, ungeachtet seiner Rolle als Hauptstadt des Nordens, nicht nur geographisch eine Stadt des Südens.

Pfyfer war gar nicht wohl in seiner Haut. Aber er ließ es sich nicht anmerken.

Weder sein ungutes Gefühl noch die Eile konnten Pfyfer davon abhalten, mit dem geschulten Blick des Berufsoffiziers seine Beobachtungen zu machen und zahlreiche Details zu registrieren. Wenn dieser Ort für ihn von Interesse war, dann wegen seiner militärisch einzigartigen Situation. Die Hauptstadt der Vereinigten Staaten war nämlich zugleich auch unmittelbare Frontstadt. Der Potomac-Fluss, an dessen nördlichem Ufer Washington lag, stellte die umkämpfte Trennlinie zwischen den aufständischen Südstaaten und der Union dar. Zwar gab es auf der gegenüberliegenden Seite des Potomac eine Reihe vorgelagerter Festungswerke, die Washington vor überraschenden Attacken der Rebellen schützen sollten; doch jenseits der Reichweite ihrer schweren Geschütze begann praktisch Feindesland. Der Präsident hatte alle Vorschläge rundweg abgelehnt, den Regierungssitz für die Dauer des Krieges nach Philadelphia oder eine andere ungefährdete Stadt des Nordens zu verlagern, da ein solches ängstliches Zurückweichen bereits einen Triumph der Rebellen dargestellt hätte. Also war Washington in einem unvergleichlichen Kraftakt mit einem Gürtel gewaltiger Fortifikationen umgeben worden, welche die Hauptstadt vor einem unerwarteten Vorstoß aus jeder Himmelsrichtung schützten und sie zugleich zur größten Festung der Welt machten, während das politische und gesellschaftliche Leben nach einer kurzen Phase des Chaos in den ersten Kriegsmonaten wieder in seine gewohnten Bahnen zurückgekehrt war. Und das, obwohl kaum mehr als eine Meile den Schreibtisch des Präsidenten vom Territorium des Feindes trennte.

Entsprechend der Lage der Stadt bestimmte Militär das Straßenbild Washingtons, und die Pennsylvania Avenue machte davon keine Ausnahme. Im Gegenteil, sie war eine der Arterien des militärischen Transports.

Nirgendwo sonst war die Präsenz der Armee augenfälliger. Lange Kolonnen maultierbespannter Versorgungswagen rumpelten vorüber, dazwischen quälten sich Batterien berittener Artillerie mit ihren Zwölfpfünder-Feldgeschützen unter den Flüchen der Gespannführer durch den Schlamm, und immer neue Kavallerieschwadronen und Infanteriekompanien zogen die Straße hinab.

Die Soldaten fanden wenig Gnade vor Pfeyers gestrengen Augen. Ihre bloße Zahl und die für sie aufgebotenen Mengen an Ausrüstung mochten eindrucksvoll sein, doch ihre lasche Haltung und ihr nachlässiges Äußeres missfielen ihm ebenso wie ihre billigen blauen Uniformen, die formlos wie Säcke wirkten. Ihr Gleichschritt war nur als schlechter Scherz zu bezeichnen und hätte jedem einzelnen von ihnen auf einem preußischen Kasernenhof längst stundenlanges Strafoxerzieren eingetragen. Beim Anblick dieser Männer konnte Pfeyfer nur abfällig die Stirn runzeln, mochten es auch noch so viele sein.

Nach einem ermüdenden Marsch im Geschwindschritt, den er zu seinem Erstaunen ohne nennenswerte Beschmutzung seiner Hose hinter sich gebracht hatte, erreichte Pfeyfer endlich das Weiße Haus am südlichen Ende der Pennsylvania Avenue. Er näherte sich dem Eingangstor, das von Infanterieposten bewacht wurde. Pfeyfer war natürlich im Bilde darüber, dass es sich um Soldaten des 150. Pennsylvania-Regiments handelte, die seit einiger Zeit die Sicherheit des Präsidenten gewährleisten sollten. Er wusste auch, dass der Präsident ihre Anwesenheit zunächst nur widerstrebend hingenommen hatte. Zuvor hatte er jeden militärischen Schutz abgelehnt und allerhöchstens zu einzelnen Anlässen einen Leibwächter von der Detektivagentur Pinkerton angefordert, wenn es unvermeidlich schien. Doch er war lange Zeit nicht von seinem Standpunkt abgerückt, dass sich der gewählte Präsident einer Republik nicht wie ein misstrauischer Tyrann durch einen Kordon von Bewachern von den Bürgern abschotten dürfe. Erst als der Bürgerkrieg andauerte und enge Vertraute ihm eindringlich klarmachten, dass jeder hitzköpfige Parteigänger des Südens mühelos mit einer Waffe zum Oberhaupt der Vereinigten Staaten vordringen könne, hatte er sich bewegen lassen, eine ständige militärische Bewachung zu akzeptieren. Nicht aus Angst um seine Person, wie er hervorhob, sondern weil er fürchtete, sein unzeitiger Tod durch die Hand eines Attentäters könnte alles zunichtemachen, wofür er sich eingesetzt hatte.

Somit standen nun blau uniformierte Wachen mit aufgepflanzten Ba-

jonetten am weit geöffneten schmiedeeisernen Gittertor, das in den Garten des Präsidentenpalastes führte. Pfeyfer nahm an, dass er sich legitimieren müsste, um Zutritt zu erhalten, und bereitete sich darauf vor, das Schreiben vorzuzeigen, mit dem man ihn hierher befohlen hatte. Doch er stellte verblüfft fest, dass keiner der Soldaten Anstalten machte, ihn aufzuhalten. Sie traten angesichts seiner eindrucksvollen Uniform vorsichtshalber ins Gewehr und sahen ihn neugierig an, da er mit Sicherheit der erste Neger mit Offiziersepauletten war, den sie zu Gesicht bekamen. Aber sie ließen ihn ungehindert passieren.

Verständnislos schüttelte Pfeyfer den Kopf. Wozu sollten Wachen gut sein, die den Eintritt nicht verwehrten? *Wen kümmert's*, dachte er schulterzuckend, *die seltsame Pflichtauffassung der Amerikaner ist nun wirklich nicht mein Problem.*

Er hielt auf das Eingangsportal des Weißen Hauses zu, vor dem an zwei hohen Masten das Sternenbanner und das weiße Flaggentuch mit dem schwarzen Adler Preußens nebeneinander regenfeucht hinabgingen.

Überladene Pracht zeichnete den Prince of Wales Room aus. Er war einer der Räume in der oberen Etage des Weißen Hauses, die Staatsgästen angemessene Unterkunft boten. Benannt war er nach dem bis dato höchstrangigen Besucher, doch es stand zu vermuten, dass er nach dem Aufenthalt des Königs von Preußen bald einen neuen Namen erhalten würde.

Das erdrückend aufwendige Dekor sagte Pfeyfer, der eher spartanische Einrichtungen bevorzugte, überhaupt nicht zu. Und auch der Mann, dem er inmitten des plüschigen Prunks gegenüber saß, war ihm vom ersten Moment an von Herzen zuwider. Statt des Königs hatte Pfeyfer nur dessen Adjutanten angetroffen, einen Oberst von Lenschow, dessen unangenehme Präsenz den Raum noch unerträglicher machte.

Der Oberst ließ bis zur näselnden Sprechweise kein Klischee des Potsdamer Gardeoffiziers aus und legte gegenüber Pfeyfer wie selbstverständlich auch jene gönnerhafte Herablassung an den Tag, mit der Angehörige der Garderegimenter gerne zeigten, wie weit überlegen sie sich doch Offizieren aus der Provinz dünkten. Jede vordergründig freundliche Geste diente ihm nur dazu, seine eigene Position unterschwellig zu demonstrieren und weidlich auszukosten. Diesen Mann, der sich alle Augenblicke über den wachsgestärkten blonden Schnurrbart strich, verabscheute Pfeyfer ganz entschieden.

Die angebotene kubanische Zigarre lehnte Pfeyfer bemüht höflich ab, was Lenschow nicht davon abhielt, sich mit betonter Kennerschaft selbst

eine Havanna aus dem Holzkästchen zu nehmen und anzuzünden, bevor er sich im üppig aufgepolsterten Sessel zurücklehnte und den Major wissen ließ: »Seine Majestät hat mich beauftragt, Ihnen Dank für Ihr so kurzfristiges Erscheinen auszusprechen.«

»Ich bin befehlsgemäß unverzüglich aufgebrochen, als die Depesche mit dem Schiff eintraf«, entgegnete Pfeyfer. »Allerdings hatte ich dem Schreiben entsprechend angenommen, meine Orders hier vom König selbst entgegenzunehmen.«

Sichtlich angetan vom Aroma der Zigarre blies Lenschow eine Rauchwolke in die Luft. »Unerwartete Umstände veranlassten den König, seine Pläne zu ändern«, erklärte er und zog erneut an der Havanna. »Er besichtigt zur Stunde die Festungsanlagen auf der anderen Seite des Flusses in Begleitung von General McClellan. Der General konnte sich nur heute von seinen Pflichten beim Feldheer freimachen, und der König bestand auf der Gesellschaft des berühmtesten Befehlshabers der Unionstruppen.«

Pfeyfer nickte.

Da es ihm nicht zustand, die Entscheidungen seines Königs zu kritisieren, enthielt er sich jeden Kommentars und erkundigte sich stattdessen nach Kronprinz Friedrich.

»Seine Hoheit lässt sich das Parlament und andere republikanische Institutionen zeigen«, antwortete Oberst Lenschow mit einem leise mitschwingenden Unterton der Missbilligung. Die liberalen Neigungen des Thronfolgers empfanden nicht wenige Angehörige des konservativ gesinnten Offizierskorps als Gefahr für die Grundfesten des preußischen Staates. Hierin hätte Pfeyfer dem Oberst beipflichten können, doch diese vage Übereinstimmung machte ihm Lenschow keinen Deut sympathischer.

»Ich verstehe. Welche Anordnungen lässt mir der König also übermitteln?«, fragte Pfeyfer direkt. Er wollte das Gespräch so rasch wie möglich hinter sich bringen.

»Wie Sie vermutlich wissen, traf Seine Majestät vor vier Tagen mit dem englischen Dampfschiff *Great Eastern* in New York ein.«

»Jawohl, Herr Oberst. Es stand in den Zeitungen.«

»Spätestens morgen wird in den Zeitungen noch mehr stehen«, sagte Lenschow und beugte sich vor. »Und zwar, dass die *Great Eastern* kurz vor Erreichen des New Yorker Hafens mit einem Riff kollidiert ist.«

»Um Gottes willen!«, entfuhr es Pfeyfer. »Handelte es sich etwa um einen Anschlag auf das Leben des Königs? Oder des Kronprinzen?«

Der Oberst deutete mit der qualmenden Zigarre auf den Major. »Das herauszufinden ist Ihre Aufgabe. Fahren Sie nach New York weiter und stellen Sie dort Nachforschungen an. Finden Sie heraus, ob es Anhaltspunkte dafür gibt, dass die Kollision gezielt herbeigeführt wurde.«

Zunächst glaubte Pfeyfer, sich verhört zu haben. Diese Aufgabe war zu sinnlos, um ernst gemeint zu sein. Erst als er merkte, dass es sich nicht um ein Missverständnis handelte, wandte er ein: »Mit Verlaub, Herr Oberst. Das ist nicht möglich. Ich muss in Friedrichsburg Vorbereitungen für die Ankunft Seiner Majestät treffen. Ich fürchte, ich muss dieses Ansinnen zurückweisen. Darf ich vorschlagen, einen meiner Offiziere mit dieser Angelegenheit zu betrauen?«

»Offenbar habe ich mich nicht hinreichend präzise ausgedrückt«, entgegnete von Lenschow und fixierte Pfeyfer mit einem harten Blick. »Der König selbst hat den Wunsch geäußert, dass Sie diese Ermittlungen durchführen. Er weiß, dass Sie das Militär-Sicherheits-Detachement der Provinz kommandieren, und hat Gutes über Ihre Leistungen gehört. Daher hat Seine Majestät diese Anordnung getroffen.«

Der Oberst nahm einen erneuten Zug von der Zigarre und setzte dann mit lauernder Ruhe hinzu: »Ich nehme nicht an, dass Sie einer Order des Königs widersprechen wollen, Major?«

»Keinesfalls, Herr Oberst«, beeilte Pfeyfer sich zu versichern. Äußerlich wahrte er den Anschein der Ruhe, doch sein Herzschlag hämmerte so heftig, dass er meinte, seine pulsierende Halsschlagader müsse jeden Moment den engen Stehkragen seiner Uniform sprengen.

Von Lenschow lächelte; er schien zu ahnen und zu genießen, welchen Schrecken er seinem Gegenüber verursacht hatte. »Sehr schön. Dann fahren Sie mit der *Libelle* gleich weiter nach New York. Ich werde Ihnen ein Schriftstück ausstellen, mit dem Sie sich legitimieren können. Und wenn der König in fünf Tagen in Friedrichsburg eintrifft, erstatten Sie ihm Bericht.«

»Zu Befehl, Herr Oberst«, bestätigte Pfeyfer, obwohl er sich fragte, wie er diese Aufgabe zufriedenstellend erfüllen sollte. Es war nahezu ein Ding der Unmöglichkeit, innerhalb von höchstens zwei Tagen ein Mordkomplott aufzudecken, sollte es denn überhaupt existieren. Doch ihm blieb nichts anderes übrig.

Der Oberst lehnte sich zufrieden im Sessel zurück. »Dann dürfte ja alles Notwendige geklärt sein. Und Sie sind ganz sicher, dass Sie keine dieser exzellenten Zigarren möchten, mein verehrter Major Pfeyfer?«

Wütend ging Pfeyfer die Marmortreppe hinab, die ins Erdgeschoss des Weißen Hauses führte. Für ihn stand fest, dass er diesen schikanös sinnlosen Auftrag Oberst von Lenschow zu verdanken hatte.

Udenkbar, dass der König selbst auf eine so dumme Idee kommen konnte.

So verärgert war der Major, dass er die letzten Stufen hinunterstürmte, ohne auf seine Umgebung zu achten, und am Fuß der Treppe um ein Haar mit einer Gruppe gerade vorbeikommender Männer in dunklen Gehröcken zusammengestoßen wäre. Er wollte sich rasch entschuldigen, aber ihm versagte vor Überraschung die Stimme, als er erkannte, wer da genau vor ihm stand.

Ein Irrtum war ausgeschlossen. Dieser Mann, der seine Begleiter um einen Kopf überragte, war unverwechselbar. Nicht nur wegen des markanten, von einem dunklen Kinnbart umrahmten Gesichts. Auch nicht nur wegen der berühmten schwarzen Klappe über dem rechten Auge oder der Schlinge, die den linken Arm hielt. Nein, Pfeyfer war ihm bereits persönlich begegnet.

»Captain Pfeyfer! Ein unerwartetes Vergnügen, Sie nach so langer Zeit wiederzusehen«, begrüßte Abraham Lincoln ihn erfreut.

Oh mein Gott, wie rede ich Ihn an?, schoss es durch den Kopf des erstarrt stehenden Majors.

Er war auf eine solche Situation nicht vorbereitet. Einen General, einen Angehörigen eines Fürstenhauses oder einen Universitätsprofessor protokollgemäß anzureden, das war kein Problem für ihn. Aber einen Präsidenten?

Er wusste nur, dass er rasch einen Entschluss fassen musste, ehe er sich durch weiteres Schweigen der Peinlichkeit preisgab. Kurzerhand entschied er sich, den Präsidenten als Exzellenz zu titulieren, und hoffte inständig, damit keinen Affront hervorzurufen.

Pfeyfer nahm Haltung an und meldete zackig: »Major Pfeyfer vom 1. Karolinischen Infanterie-Regiment zu Diensten, Eurer Exzellenz!«

Lincoln lächelte, augenscheinlich amüsiert. »Ist das nicht bemerkenswert, Gentlemen?«, fragte er seine Begleiter. »Die Hälfte meiner eigenen amerikanischen Mitbürger will mir nicht einmal den Präsidententitel zustehen, ein preußischer Offizier hingegen nennt mich Exzellenz. Eine Anrede übrigens, an die ich mich gewöhnen könnte. Falls ich mich wirklich, wie mir meine Gegner unterstellen, zum Tyrannen aufschwingen sollte, erinnern Sie mich doch bitte daran, das Protokoll entsprechend zu ergänzen.«

Noch während die Männer um ihn über den Scherz lachten, wandte Lincoln sich wieder Pfeyfer zu und reichte ihm die Hand, was den Major abermals verwirrte. Aber er erwiderte den kräftigen Händedruck intuitiv.

Pfeyfer begegnete dem Präsidenten in der Tat nicht zum ersten Mal. Jahre zuvor war Lincoln als Anwalt nach Friedrichsburg gekommen, um einen aus Georgia entflohenen Sklaven vor der Auslieferung an seine sogenannten Besitzer zu bewahren. Dies war ihm gelungen, und darüber hinaus noch weit mehr. Er hatte durch brillante Argumentation dafür gesorgt, dass seither keine juristischen Spitzfindigkeiten mehr verfangen. Es gab für die amerikanischen Sklavenhalter kein Mittel mehr, von preußischen Behörden die Rückführung von Flüchtlingen einzufordern. Ein großer Erfolg, doch Lincoln hatte ihn teuer bezahlen müssen, sehr teuer. Während der Rückreise durch North Carolina waren in der Eisenbahn Maskierte über ihn hergefallen. Sie hätten ihn zweifellos zu Tode geprügelt, wären nicht beherzte Mitreisende eingeschritten. Es war den Ärzten zwar gelungen, sein Leben zu retten, nicht aber sein Auge und seinen Arm.

Pfeyfer wusste, dass er dafür nicht verantwortlich zu machen war. Jenseits der preußischen Staatsgrenze war es ihm unmöglich gewesen, Lincoln zu schützen. Niemand hatte je einen Vorwurf gegen ihn erhoben oder auch nur indirekt angedeutet. Trotzdem hatte er seitdem stets einen bitteren Geschmack im Mund verspürt, wenn in Zeitungsberichten über Lincolns öffentliche Auftritte die Verletzungen beschrieben wurden.

»Verzeihen Sie mir, dass ich Sie mit ihrem alten Hauptmannsrang angesprochen habe«, bat Lincoln. »Die Schulterstücke unserer eigenen Armee sind mir inzwischen größtenteils vertraut, doch mit den preußischen tue ich mich noch ein wenig schwer.«

Er stellte Pfeyfer seine Begleiter vor, die sich als das beinahe komplett versammelte Kabinett der Vereinigten Staaten herausstellten. Die Minister wirkten leicht indigniert; dass im Weißen Haus ein Schwarzer anwesend war, der keine Getränke servierte oder Aborte reinigte, schien ihnen nicht zu behagen. Aber sie wären keine Politiker gewesen, hätten sie sich nicht verstellen können. Also lächelten sie höflich und deuteten mit einem wohldosierten Neigen der Köpfe Verbeugungen an, die Pfeyfer korrekt erwiderte.

Nachdem Lincoln mit Generalpostmeister Blair das letzte Kabinettsmitglied vorgestellt hatte, bat er die Minister, schon voranzugehen, während er noch einige Worte mit dem Besucher aus Karolina wechselte. Die Staatsmänner gingen die Treppe hinauf, augenscheinlich erleichtert, sich

nicht länger mit dem ungebetenen Gast abgeben zu müssen, während der Präsident sich dem Major zuwandte: »Ich wusste, dass der Adjutant Ihres Königs einen Offizier aus Friedrichsburg erwartete«, sagt er. »Aber dass Sie es sein würden, hatte ich wirklich nicht erwartet. Kommen Sie, wir wollen uns ein wenig unterhalten, ehe ich mich der unangenehmen Pflicht einer Kabinettsitzung stellen muss.«

»Ich fürchte, dass mir dazu die Zeit fehlt, Exzellenz«, bedauerte Pfeyfer. »Mein Schiff wartet unter Dampf im Navy Yard auf mich und ich muss zu Fuß dorthin gelangen.«

»Zu Fuß? Aber wieso unterwerfen Sie sich denn dieser Mühe?«

»Es ist nicht freiwillig, Exzellenz. Aber der Marineschirrmeister wollte mir kein Pferd überlassen und die Droschkenkutscher haben mich nicht mitgenommen.«

Lincoln räusperte sich sichtlich beschämt. »Ich kann nur um Entschuldigung für das Verhalten meiner Landsleute bitten. Ich bestehe darauf, Ihnen für den Rückweg eine Kutsche aus der Remise des Weißen Hauses zur Verfügung zu stellen. Und das verschafft uns auch die Zeit für eine kleine Unterhaltung. Lassen Sie uns doch in den Garten gehen, nach einem Regen ist die Luft in diesen Räumen immer so dick wie der Kaffee eines viel zu gastfreundlichen Farmers.«

Ohne Hast schritten die beiden Männer gemeinsam den Weg entlang, der in weit geschwungenem Bogen die Rasenfläche durchteilte. Um sie herum fielen in unzähligen Schattierungen von Rot und Gelb gefärbte Blätter von den Bäumen, schwebten sanft durch die Luft hinab, um lautlos im Gras zu landen. Der feuchte Kies knirschte leise unter ihren Schuhsohlen. Anfangs war Pfeyfer noch nervös und zurückhaltend; immerhin hatte er es mit einem Staatsoberhaupt zu tun, wenn auch nur einem gewählten. Doch Lincoln verstand es, ihm durch ungezwungene Offenheit und Freundlichkeit die Beklommenheit zu nehmen.

Ehe Pfeyfer sich versah, unterhielt er sich mit dem Präsidenten wie mit einem Mann, den er schon seit Ewigkeiten kannte. Er erkundigte sich nach dem Befinden von Lincolns Familie, brachte sein Mitgefühl über den Tod dessen Sohnes William ein halbes Jahr zuvor zum Ausdruck und versuchte zu seiner eigenen Überraschung schließlich sogar, auf Lincolns humorvoll vorgebrachte Nachfrage zu begründen, weshalb er noch nicht verheiratet war.

»Sie sollten eine Familie gründen«, riet Lincoln ihm wohlwollend. »Wenn ein einzelnes Pferd einen schweren Wagen über einen unwegsa-

men Pfad ziehen muss, dann richtet man damit nur das Pferd zugrunde und der Wagen kommt dennoch kaum voran.«

»Ich empfinde mich keineswegs als einzelnes Pferd, Exzellenz«, wandte Pfeyfer ein. »Mein Leben besteht in der Erfüllung meiner Pflicht. Und dabei weiß ich mich im Bunde mit allen, die ebenso empfinden. Meine Familie ist die Armee, deren Uniform ich trage.«

»Es ist erfreulich, dass Sie sich dessen so sicher sind«, meinte Lincoln und wich einem Holzpferd auf Rädern aus, das jemand auf dem Weg zurückgelassen hatte. Pfeyfer wusste den Unterton, der in den Worten des Präsidenten mitklang, nicht recht zu deuten. War es Zweifel, Anerkennung, Mitleid? Er war verunsichert, ohne recht den Grund dafür zu wissen.

Unvermittelt blieb Lincoln stehen und betrachtete gedankenverloren das von einem Baum hinabrieselnde Laub. Für einen Moment schwang er und sein Blick verschleierte sich.

»Die Blätter fallen«, bemerkte er schwermütig. »Früher habe ich mir darüber nie Gedanken gemacht. Es gehörte für mich schlicht zum Herbst. Doch nun ...«

Er brach mitten im Satz ab. Für einen Moment sah er mit verschleiertem Blick traurig ins Leere, dann wandte er sich Pfeyfer zu. Seine Miene war plötzlich sorgenschwer und zerfurcht, als zeichnete sich in seinem Gesicht mit einem Mal die ganze Last ab, die er zu tragen hatte. »Major, ich möchte Ihre Meinung hören«, bat er ernst. »Sie sind keiner der Männer meiner Umgebung, deren Äußerungen mir gegenüber auf die eine oder andere Weise stets von Kalkül bestimmt sind. Sagen Sie mir ganz offen, was Sie denken. Wie wird dieser Krieg enden?«

Auf diese Frage war Pfeyfer nicht gefasst gewesen. Er hatte sich natürlich schon häufig und eingehend mit dem Verlauf des Krieges zwischen der Union und den abtrünnigen Südstaaten befasst und sich durchaus seine Ansicht gebildet. Aber nun wusste er nicht, was er antworten sollte. Hatte er überhaupt das Recht, seine eigene Meinung zu einem derart gewichtigen Thema preiszugeben? Die Versuchung war groß, Ausflüchte zu suchen oder schlichtweg höflich zu lügen und zu versichern, dass der Norden unzweifelhaft schon bald siegen würde. Dann aber gewann der Offizier in Pfeyfer die Oberhand. Vor seinem inneren Auge erschienen die Karten mit den Bewegungen der gegnerischen Armeen, den von jeder Seite kontrollierten Gebieten, Flüssen, Festungen und Eisenbahnstrecken. Er sah vor sich die Tabellen, in denen die Gesamtstärken der Heere, Armeen und Korps ebenso aufgelistet waren wie die Zahlen

der Toten und Verwundeten bei den gewaltigen Schlachten. Und er wusste um die ewigen, unverrückbaren Gesetzmäßigkeiten des Krieges. Aus alledem hatte er schon lange Schlussfolgerungen gezogen.

»Das lässt sich unmöglich sagen, Exzellenz«, befand er, jedes seiner Worte sorgfältig abwägend. »Der weitere Verlauf, die Dauer und der Ausgang des Krieges sind nach meinem Dafürhalten völlig offen. Jedoch ...«

Er zögerte und vergewisserte sich noch einmal, dass sich in Lincolns Miene der unbedingte Wunsch nach Ehrlichkeit spiegelte. Dann fuhr er fort: »Exzellenz, die Aussichten der Union für eine schnelle, siegreiche Beendigung des Krieges sind nicht gut. Um zu bestehen, braucht der Süden nichts zu erobern. Es reicht, wenn er sich gegen alle Versuche, ihn zu unterwerfen, erfolgreich zur Wehr setzt. Sicher, vieles steht zu Ungunsten der Insurgenten. Sie haben weniger Soldaten zur Verfügung, keine nennenswerte Industrie, ein schlechtes Eisenbahnwesen. Und was besonders schwer wiegt, sie können wegen der Blockade ihrer Häfen kaum Nachschub an Kriegsmaterial aus Europa beziehen.«

Lincoln nickte. »Auf diese Umstände verweisen meine hauseigenen Optimisten, die den Süden seit Monaten kurz vor dem unmittelbar bevorstehenden Kollaps sehen, sehr gerne.«

»Diese Leute, Exzellenz, bedenken nicht, dass der Süden durch den Vorteil der Defensive begünstigt wird. Eine militärische Faustregel besagt, dass ein Verteidiger fünf Angreifer aufwiegen kann. In diesem Krieg aber fällt das Verhältnis bestimmt noch deutlicher zugunsten der Rebellen aus. Sie glauben, ihre Heimat, ihre Lebensgewohnheiten und ihre Rechte zu beschützen. Darüber hinaus verfügen sie über die fähigeren Heerführer, die mit ihren begrenzten Mitteln meisterhaft umzugehen wissen. Die wenigen, teuer erkaufte Siege der Union hingegen verpuffen ungenutzt, wie kürzlich bei Antietam. Wenn sich an alledem nichts ändert, Exzellenz, wird es noch lange dauern, die Aufständischen wieder zur Botmäßigkeit zu zwingen.«

Lincoln schwieg kurz. Dann fuhr er sich mit der Hand über den dunklen Bart und meinte nachdenklich: »Die Unauflöslichkeit der Union ist ein Prinzip. Aber wie viele Opfer kann man einer Nation für ein Prinzip abverlangen?«

»Exzellenz, ich fürchte, auf eine solche Frage habe ich keine Antwort.«

»Oh nein, das war an mich selbst gerichtet«, sagte Lincoln. »Ein Gedankengang, weiter nichts. Ich danke Ihnen für Ihre offene Einschätzung der Lage. Es tut gut, gelegentlich auch mal aufrichtige Äußerungen zu hören.«

Pfeyfer versicherte, dass es ihm eine Ehre gewesen sei. Gerne hätte er Lincoln auch einige Fragen gestellt, die ihn sehr beschäftigten. So etwa, weshalb der Präsident nicht die machtvollste Karte der Union ausspielte, die völlige Aufhebung der Sklaverei. Wieso unternahm er nicht diesen Schritt, der den Krieg augenblicklich von einer simplen Auseinandersetzung um den Erhalt eines Staatenbundes zum Kampf für eine höhere Sache erhoben hätte? Eine Sache, die der Union doch unantastbare moralische Überlegenheit verliehen und ein für alle Mal die Gefahr gebannt hätte, dass eine europäische Macht zugunsten des Südens intervenieren könnte. Warum nur gab er sich mit seltsamen Halbherzigkeiten zufrieden wie der Befreiung der Sklaven in den aufständischen Gebieten, die ja völlig wirkungslos bleiben musste? Diese und manch andere Fragen brannten Pfeyfer auf der Zunge. Aber er behielt sie für sich. Ihm stand nicht zu, von einem Staatsoberhaupt Auskunft zu erbitten.

»Die Zukunft birgt Gefahren von unabsehbarem Ausmaß«, resümierte der Präsident sorgenvoll. »Für mein Land, weil die Fundamente, auf denen es errichtet wurde, zerschmettert zu werden drohen. Aber auch für Ihr Land. Eine siegreiche Konföderation könnte das Fortbestehen Karolinas nicht dulden, sie würde als Nächstes über Ihre Provinz herfallen. So wie ein Rudel ausgehungertes Wölfe über eine Schafherde. Beten Sie, dass der Jäger die Wölfe vorher erlegen kann.«

»Jawohl, Exzellenz«, entgegnete Pfeyfer, als hätte er den Befehl eines Vorgesetzten entgegengenommen. Ingeheim aber bezweifelte er, dass der Präsident mit seiner Warnung vor den Absichten des Südens richtiglag. Eine zivilisierte Nation fiel nicht mitten im Frieden grundlos über eine andere her. Immerhin war dies das Jahr 1862, nicht mehr die Zeit des Räuberfürsten Napoleon.

»Sehen Sie, da ist schon Ihre Kutsche«, bemerkte Lincoln, als ein leichter Zweispänner, von einem Paar Grauschimmel gezogen, vor dem halbrunden Portikus des Weißen Hauses zum Stehen kam. »Ich bin sicher, Sie werden diese Art der Fortbewegung erheblich angenehmer finden als einen langen Fußmarsch durch die nahezu sumpfbartigen Straßen Washingtons.«

»Ich bin Exzellenz zu großem Dank verpflichtet«, beteuerte Pfeyfer und schlug die Hacken zusammen.

»Ich bin es, der zu danken hat«, entgegnete der Präsident. »Einen ehrlichen Mann in diesem Haus anzutreffen, ist nämlich ein ebenso erfrischendes wie seltenes Vergnügen.«

Amalie lehnte sich weit aus dem Fenster der Droschke, um sich möglichst keinen der unzähligen neuen Eindrücke entgehen zu lassen. Momentan allerdings gab es vergleichsweise wenig zu sehen, denn die Kutsche stand auf der Benedikt-Arnold-Brücke und musste zusammen mit Dutzenden weiterer Fuhrwerke und Fußgänger vor einer Absperrkette warten. Die über 1400 Fuß lange Brücke aus filigranem Eisenfachwerk, ein auf einundzwanzig steinernen Pfeilern ruhendes Wunder der Technik, auf dem sowohl die asphaltierte Chaussee als auch das Gleis der Karolinischen Südbahn den Königin-Luise-Fluss überquerten, hatte sich nämlich geöffnet, um ein Dampfschiff passieren zu lassen. Der Mittelteil der Brücke war beweglich auf seinem Pfeiler gelagert und war wie eine gewaltige Drehtür um seine eigene Achse aufgeschwenkt, damit das aus dem Landesinneren kommende Schiff in die Bucht gelangen konnte. Nie zuvor hatte Amalie ein so erstaunliches Bauwerk gesehen.

Noch großartiger allerdings war der Anblick, der sich am gegenüberliegenden Ufer bot. Dort leuchtete im nachmittäglichen Sonnenschein das Meer der gleißend weißen Bauten Friedrichsburgs. Die Hauptstadt der Provinz Karolina, oder jedenfalls ihr ältester und bedeutendster Teil, erhob sich auf der Landzunge zwischen dem Königin-Luise-von-Preußen-Fluss und dem Cooper. Die beiden Ströme trafen hier kurz vor der Meeresküste zusammen und bildeten eine ausgedehnte und gut geschützte Bucht, an deren Südufer jüngst großzügige Hafenanlagen entstanden waren. Dort hatte Amalie zwei Stunden zuvor die *Suebia* verlassen und sogleich auf recht peinliche Weise erste Bekanntschaft mit den Besonderheiten Karolinas gemacht. Da sie nicht wusste, wie sie sich eine Droschke besorgen konnte, hatte sie einen Schutzmann angesprochen, der unweit der Gangway mit dem Rücken zu ihr stand. Als er sich dann umdrehte und sich zuvorkommend nach ihren Wünschen erkundigte, war Amalie unwillkürlich mit einem erschrockenen Kreischen zusammengezuckt: Ein kohlschwarzes Gesicht, aus dem Augen und Zähne grellweiß hervorstachen, hatte sie angeblickt.

Zwar hatte sie sich schnell wieder einigermaßen gefangen, aber der Schreck steckte ihr danach noch für eine Weile in den Gliedern. Und als er sich schon längst verflüchtigt hatte, ärgerte sie sich noch immer über ihre Reaktion. Hatte sie denn nicht gelesen, dass über die Hälfte der Bewohner Karolinas Neger oder Mulatten waren? Aber einem von ihnen so unverhofft und nah gegenüberzustehen, war dann doch etwas ganz an-

deres. Glücklicherweise hatte der Schutzmann Nachsicht gezeigt und Amalie, deren Befangenheit nur langsam gewichen war, mit größter Aufmerksamkeit geholfen.

Während er ihr eine Kutsche herbeiholte, hatte sie sich wie die übrigen mit der *Suebia* eingetroffenen Reisenden ins Zollamtsgebäude begeben, wo zwei grünuniformierte Douaniers mit argusäugigem Misstrauen jedes Gepäckstück inspizierten. Schließlich fuhr das Schiff unter der Flagge Hamburgs, das nicht wie Preußen dem Zollverein angehörte. Im Unterschied zu den Offizieren der USS *Brazeeau*, die bei der Überprüfung des Schiffes äußerst höflich gewesen waren und sich mit einer raschen und ergebnislosen Inspektion der Laderäume begnügt hatten, ohne die Passagiere zu behelligen, verhielten sich die Zollbeamten recht barsch. Ihr Interesse schien nicht so sehr eingeschmuggelten Wertsachen zu gelten als vielmehr verbotenen Schriften. Amalie hatte vermeint, ein triumphierendes Leuchten in den Augen der Zöllner zu sehen, als sie ihre vielen Bücher entdeckten; und dann abgrundtiefe Enttäuschung, als sie feststellen mussten, dass es sich nur um Schulbücher handelte, allesamt genehmigt und empfohlen vom preußischen Ministerium der geistlichen-, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten.

So unangenehm die Kontrolle auch gewesen war, hatte Amalie sie schließlich doch ohne Beanstandungen hinter sich gebracht und mit allen anderen Reisenden das Zollgebäude verlassen können. Auf dem von dünnen Bäumchen umgebenen gepflasterten Platz davor war bereits die Droschke vorgefahren, die der hilfsbereite Schutzmann ihr herbeigeht hatte. Während ihre in Unordnung gebrachten Koffer verladen wurden, hatte sie sich noch von Theodor Fontane verabschiedet und war dann eingestiegen. Als sich die Kutsche in Bewegung setzte, wurde Amalie noch Zeuge, wie Herr Krüger gegenüber einem bedauernswerten Angestellten der Reederei seinem Unmut über den skandalösen Mangel an bereitstehenden Kutschen Ausdruck verlieh.

Nun betrachtete sie also von der Brücke aus das Panorama Friedrichsburgs. So unauffällig wie möglich tupfte sie sich mit einem Taschentuch die Stirn ab. Passend zum Szenario, das sehr an ein Gemälde einer italienischen Küstenstadt unter südlicher Sonne erinnerte, war das Wetter drückend warm und schweißtreibend. Amalie hoffte inständig, dass diese Schwüle eher die Ausnahme als die Regel darstellte; sie hatte das Gefühl, in ihrem Korsett zu zerfließen. Das feuchtkalte, graue Oktoberwetter der Heimat sehnte sie sich jedoch trotzdem nicht herbei.

Kaum hatte der Flussdampfer eine neben der Fahrinne dümpelnde rote Boje hinter sich gelassen, da begann sich die Brücke lautlos wieder zu schließen. Langsam schwenkte ihr Mittelteil in seine ursprüngliche Position zurück. Die Eisenbahnschienen, die Straße und die mit Geländern gesicherten Gehwege verbanden sich wieder, untermalt nur von einer leichten Erschütterung und einem dumpfen metallischen Ächzen. Dann öffnete der Wärter die Sperrkette und gab durch dreimaliges Schwenken einer roten Fahne die Brücke frei.

Während die Droschke weiterfuhr, den Fluss hinter sich ließ und durch die Stadt rollte, betrachtete Amalie mit großem Interesse alles, was an ihr vorbeizog. Schon alleine die tropisch anmutenden Palmettobäume, die hier anstelle von Linden als Alleebäume die breiten Straßen säumten, übten auf sie eine enorme Faszination aus. Sie hatte, mit Ausnahme einer kümmerlichen Topfpflanze, noch nie Palmen gesehen. Nun erst wusste sie wirklich, wie sie sich die Palmwedel vorstellen musste, mit denen Jesus bei seinem Einzug in Jerusalem willkommen geheißen worden war.

Auch die Ladenschilder an den schmucken weißen Häuserfassaden faszinierten sie. Neben vertrauten Namen wie Heinrich, Schmitt oder Prinz standen immer wieder auch englische, französische und sogar spanische. Ein Schaufenster trug gar die Aufschrift: *Weisswaaren-Magazin von Johann August Zwei-mutige-Adler*.

Aber alle diese exotischen Details fand Amalie längst nicht so bemerkenswert wie die Menschen, die sie in den Straßen Friedrichsburgs sah. Männer und Frauen aller denkbaren Hautfarben, von nordeuropäischer Blässe bis zum finstersten Schwarz, gingen ihren Tätigkeiten nach. Das fremdartige Gemenge von Menschen, die von ihrer Verschiedenheit nicht einmal Notiz zu nehmen schienen, fesselte und beängstigte Amalie gleichermaßen. Dieses vielgestaltige Gemisch menschlicher Rassen entsprach eher dem Bild, das sie von einem nordafrikanischen Basar hatte. *Befinde ich mich überhaupt noch in Preußen?*, fragte sie sich verunsichert.

Ihre aufkeimenden Zweifel zerstoben gleich darauf; die Droschke musste an einer Straßenkreuzung halten und einer Abteilung Soldaten Vorrang gewähren. Die Kutscher lenkten ihre Fuhrwerke an die Straßentränder, um Platz zu machen, doch ansonsten ließ sich niemand in seinen Verrichtungen stören, als die Kompanie unter den Klängen von Trommeln und schrill trillernden Querflöten in präzisiertem Gleichschritt vorübermarschierte. Die Soldaten trugen die grünen Waffenröcke der Jäger, an ihren Tschakos glänzten Gardesterne aus blank poliertem Messing.

Mochten ihre Gesichter auch ungewohnt aussehen, alles andere an ihnen war Amalie sofort vertraut.

Sie atmete erleichtert auf. Jetzt wusste sie ganz genau, dass sie auf einem fremden Kontinent, aber nicht in einem fremden Land angelangt war. Sie würde sich zurechtfinden.

* * *

»Selbstverständlich sind wir hocheifrig, Sie bei uns willkommen heißen zu dürfen«, beteuerte Rebekka Heinrich, die Direktorin der Karolinischen Höheren Töchterschule, und schenkte zunächst Amalie eine Tasse Kaffee ein. »Doch um ganz offen zu sein ... wir hatten nicht damit gerechnet, dass uns das Ministerium eine neue Lehrerin schicken würde.«

Zwischen Magnolienbäumen und makellos gepflegten Blumenrabatten saßen sie zu dritt um einen kleinen Tisch. Amalie sah sich nicht nur der braunhäutigen Direktorin gegenüber, die sehr liebenswürdig war, aber deren Haltung und Stimme jederzeit deutlich einen willensstarken Charakter offenbarten; auch eine der Oberlehrerinnen namens Carmen Dallmeyer war anwesend. Etwa einen Zoll kleiner als Rebekka Heinrich, was auch die mit beträchtlichem Aufwand modisch hoch aufgetürmte Frisur nicht kaschieren konnte, bewahrte ihre sympathische und offene Art sie davor, neben ihrer mit jedem Wort und jeder Geste Selbstbewusstsein verkörpernden Direktorin in Unauffälligkeit zu versinken.

Sie befanden sich in dem Garten, der sich an den Südflügel des Schulgebäudes anschloss. Der Wohntrakt des Lehrerinnenkollegiums hätte gut als Abschirmung gegen Straßenlärm dienen können; nur existierte etwas derartig Vulgäres wie Lärm in der Charlottenvorstadt überhaupt nicht. Die Schule befand sich inmitten gediegener Villen von zurückhaltender Eleganz und nahm sich dort mit ihren drei Stockwerke hohen Mauern aus nackten dunkelroten Ziegeln wie ein sperriger Fremdkörper aus. Eine eigentümliche Mischung aus bodenständiger Kargheit, staubtrockenem Ernst und bedrückender Strenge, verdichtet zur steingewordenen Versinnbildlichung protestantischen Pflichtgefühls, zeichnete fast jedes vom preußischen Staat errichtete Bauwerk aus, mochte es nun eine Kaserne, ein Telegraphenamt oder halt eine Lehranstalt sein. Der Kontrast zwischen der Töchterschule und ihrer Umgebung hätte stärker kaum sein können.

Amalie war angekommen, als die Direktorin und die Oberlehrerin gerade zum Nachmittagskaffee im Freien Platz genommen hatten, und

ohne Umschweife eingeladen worden, sich zu ihnen zu setzen. So war die Vorstellung bei ihrer neuen Vorgesetzten recht formlos verlaufen. Die ungezwungene Atmosphäre befremdete Amalie ein wenig; an preußischen Schulen herrschte normalerweise zwischen den Lehrern der unterschiedlichen Amtsränge eine ausgeprägte hierarchische Distanz. Dass Rebekka Heinrich eine Mulattin war, deren afrikanischer Anteil ihrer Herkunft sehr deutlich in Erscheinung trat, trug noch zu Amalies Verunsicherung bei. Sie hatte ständig Angst, ihre Vorgesetzte, ohne sich dessen bewusst zu sein, mit ungebührlicher Neugier anzustarren.

»Ich möchte dennoch der Hoffnung Ausdruck verleihen, dass ich trotz meiner unerwarteten Ankunft Frau Direktorin meine Befähigung recht bald unter Beweis stellen kann. Wenn Frau Direktorin mir eine Klasse zum Unterricht zuteilen wollen, könnte ich meinen Dienst schon morgen antreten«, versicherte Amalie betont respektvoll.

»Man hat es Ihnen also vorher nicht mitgeteilt?«, rutschte es Carmen Dallmeyer mit ungläubigem Erstaunen vorschnell heraus, noch bevor die Direktorin etwas erwidern konnte.

»Ich verstehe nicht ... Was hat man mir nicht mitgeteilt?«

»Dass uns keine einzige Schülerin verblieben ist«, antwortete die Direktorin. »Die Schule steht leer, und das bereits seit über einem Jahr.«

Diese Eröffnung traf Amalie so unvorbereitet, dass sie zunächst zu keiner Reaktion fähig war. Sprachlos starrte sie im Wechsel die beiden Frauen an.

»Sehen Sie«, begann die Oberlehrerin nach kurzem Zögern, »diese Schule war von Anfang an ausschließlich als Internat für Töchter aus amerikanischen Elternhäusern gedacht. Das preußische Bildungswesen genießt einen exzellenten Ruf in den Vereinigten Staaten. Wohlhabende Familien aus dem Norden schickten ihre Kinder oftmals nach Karolina. Eigens für die Knaben wurden drei Gymnasien errichtet. Weil die Nachfrage nach einer vergleichbaren Einrichtung für Mädchen groß war, kam vor sieben Jahren noch unsere Schule hinzu, nachdem das Ministerium gewisse Vorbehalte überwunden hatte.« Sie machte eine kurze Pause, da Amalie zu einer Zwischenfrage ansetzte; doch nur ein angespanntes Schweigen folgte. »Nun, wie Ihnen bekannt ist, spalteten sich im vergangenen Jahr die südlichen Gebiete von den Vereinigten Staaten ab«, fuhr die Oberlehrerin fort. »Als der Krieg sich unvermeidlich ankündigte, holten alle Eltern ihre Kinder zurück. Unsere Provinz ist ja zu Lande umschlossen von Rebellenstaaten, und das erschien ihnen zu gefährlich. Seitdem sind wir bedauerlicherweise ohne Aufgabe.«

»Ich hätte es nicht besser zusammenfassen können, Carmen«, meinte die Direktorin bestätigend und wandte sich dann wieder an Amalie: »Jetzt verstehen Sie sicher, weshalb Ihr Erscheinen so überraschend für uns war. Wir können uns nicht erklären, was das Ministerium bewogen hat, uns eine zusätzliche Lehrerin zu schicken, wo doch schon die vorhandenen keine Beschäftigung haben. Aber letztlich steht es uns auch nicht zu, die Entscheidungen unseres Dienstherrn in Frage zu stellen, nicht wahr?«

Entgeistert suchte Amalie nach Worten; sie benötigte einige Anläufe, bevor sie endlich einen Satz beginnen konnte. »Das ... das ist ja furchtbar! Ich kann doch nicht einfach zurückfahren.«

»Zurückfahren? Aber kein Gedanke daran!« Die Direktorin schüttelte entschlossen den Kopf. »Das Ministerium hat Sie ja ordnungsgemäß an diese Schule versetzt. Folglich wird das Provinzial-Schulkollegium Ihr Gehalt ebenso auszahlen wie unseres. Dass es in der Ihnen zugewiesenen Stellung keine Arbeit für Sie gibt, ist dabei ganz ohne Belang. Wir stehen schließlich im Staatsdienst.«

»Sie haben natürlich recht ... nehme ich an«, sagte Amalie mit zweifelndem Unterton. »Und was raten Sie mir nun zu tun?«

»Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf: Folgen Sie einfach unserem Beispiel und betrachten Sie diese seltsame Situation als einen vom Fiskus großzügig bezahlten Urlaub. Irgendwann werden wir hoffentlich wieder Schülerinnen bekommen, und bis dahin haben Sie reichlich Muße, Ihre neue Heimat ausgiebig kennenzulernen. Beginnen wir doch gleich morgen damit. Nachdem wir Ihre Versetzungsdokumente dem Herrn Oberpräsidenten zur Beglaubigung vorgelegt haben, begleiten Sie mich und ich zeige Ihnen unsere Stadt.«

»Ganz wie Frau Direktorin wünschen«, bestätigte Amalie pflichtgemäß, die sich nach dem ersten Schrecken nun wieder gefangen hatte.

»Ach, nicht doch! Diese Förmlichkeit dürfen Sie unbesorgt ablegen. Hier pflegen wir uns mit Vornamen anzureden, meine Teuerste. Einen Biscuit? Die mit Kokosglasur sind besonders zu empfehlen.«

21. Oktober

Alvin H. Healey ließ den Blick durch das Büro wandern. Die Einrichtung war nicht nur spartanisch, sondern auch ausgesprochen armselig. Außer einem schweren Schreibtisch, angestoßen und verschrammt, gab es einige Stühle von zweifelhafter Stabilität, von denen keiner dem anderen glich, sowie zwei Schränke mit einem ebenso dick wie nachlässig aufgetragenen schimmelgrünen Anstrich, der wohl die ärgsten Gebrauchsspuren kaschieren sollte, dabei aber völlig versagte. Jedes dieser Möbelstücke hatte schon bessere Tage gesehen, und die waren lange her. Das gelbliche Weiß der Wände wurde an mehreren Stellen von ausladend verästelten Rissen unterbrochen. Ein Kalender, eine eindeutig schon vor geraumer Zeit um kurz vor fünf stehen gebliebene Uhr und eine großformatige Karte der Konföderierten Staaten stellten die einzige Dekoration der ansonsten kahlen Wände dar. Das Licht der tief stehenden Sonne fiel durch das zur Straße weisende staubige Fenster und warf die kunstlos auf das Glas gemalten Buchstaben als verzerrte Schatten auf die gegenüberliegende Landkarte: *Richmond-Handelsgesellschaft*.

Die Schäbigkeit der Räumlichkeiten spiegelte die Bedeutungslosigkeit dieses Ortes wider. Dies also war Healeys neues Reich. Er stöhnte resigniert.

Sein einziger Trost war, dass er nach Lage der Dinge nicht viel Zeit in diesem Büro würde verbringen müssen. Es gab so gut wie keine Arbeit, die seine Anwesenheit hier erfordert hätte. Die Richmond-Handelsgesellschaft war eine Scheinfirma, gegründet und geführt vom Außenministerium der Konföderierten Staaten, um die Yankee-Blockade zu umgehen. Über Friedrichsburg sollten ungehindert Erzeugnisse des Südens nach Europa ausgeführt und im Gegenzug dringend benötigte Güter importiert werden. Eine gute Idee, die leider an einem entscheidenden Detail krankte – es gab nichts, was der Süden anzubieten hatte. Der Kongress in Richmond hatte nämlich in seiner Weisheit beschlossen, den Export von Baumwolle zu verbieten. Auf diese Weise, so hatte Healey gehört, sollten besonders Großbritannien und Frankreich erpresst werden, deren Textil-

industrien gänzlich von der Baumwolle der Südstaaten abhängig waren. Die Drohung von Massenarbeitslosigkeit und Arbeiterunruhen, so das Kalkül, würde die Regierungen nötigen, den Süden als unabhängigen Staat anzuerkennen und diplomatischen Druck auf Washington auszuüben, ja vielleicht sogar auf der Seite der Konföderation in den Krieg einzutreten. Nur schien dieses Kalkül nicht aufzugehen. Die europäischen Regierungen zeigten keine Neigung, den Süden zu unterstützen. Zehntausende transportbereiter Ballen Baumwolle verstaubten in Lagerhäusern überall in den Südstaaten. Und die Richmond-Handelsgesellschaft hatte außer ein wenig Virginia-Tabak nichts zu verkaufen. Das Friedrichsburger Büro nahm sich denn auch nicht gerade wie ein Zentrum lebhaften Geschäftsbetriebs aus. Healey hatte vernommen, dass sein Vorgänger auf diesem Posten kürzlich verstorben war. An Langeweile, wie er argwöhnte.

Erschöpft stellte er seinen Koffer ab und ließ sich auf den Drehstuhl hinter dem Tisch sacken. Er bereute es sogleich, denn das Holz reagierte auf die plötzliche Belastung mit einem bedrohlichen Ächzen. Alarmiert sprang er sofort wieder auf. Nachdem er eine endlos scheinende und unbequeme Reise überstanden hatte, wollte er sich nicht wegen eines maroden Stuhls einen Knochenbruch zuziehen.

Da er auch keinem der anderen Stühle traute, blieb er stehen und ging hinüber zu der großen Wandkarte, um sich wenigstens für einen Augenblick mit etwas anderem als dem unerfreulichen Anblick seiner neuen Arbeitsstätte zu befassen. Dem hemmungslos verschnörkelten Titel über der Zeichenerklärung zufolge zeigte die Karte *The Confederate States of America* und war im Juli 1861 bei Messrs. Richards & D'Isigny in Richmond gedruckt worden. Das Territorium der Konföderation war durch kräftige rote Ränder kenntlich gemacht, während sich die Union für ihre Grenzlinien mit einer fahlblauen Schraffur begnügen musste. Das preußische Karolina, auf der Karte trotzig als *South Carolina* mit dem erheblich kleiner gehaltenen Zusatz *Prussian Karolina* bezeichnet, ragte als hellgelb umrandeter Zacken in das Herzland der Konföderation hinein.

Healey entging nicht, dass sein Vorgänger, ein Mann mit dem wenig originellen Namen Miller, mit großem Interesse den Verlauf des Krieges verfolgt hatte. Die Orte aller größeren Gefechte und Schlachten waren mit Stecknadeln markiert. Nadeln mit roten Köpfen standen für Siege des Südens, Blau hingegen zeigte an, dass der Norden das Feld behauptet hatte. Die Zahl der roten Nadeln überwog, wenigstens bis zu dem Zeitpunkt, da es Mr. Miller infolge seines Dahinscheidens nicht mehr möglich gewesen war, die Karte zu aktualisieren.

Der Optimismus, den die Landkarte aus den ersten Monaten der Sezession atmete, nötigte Healey ein zynisches Grinsen ab. Er wusste nur zu gut, dass die Realität längst anders aussah. Yankee-Truppen hatten sich der Häfen des Südens bemächtigt oder blockierten sie von See her. Die größte Stadt der Konföderation, das reiche New Orleans an der Mündung des Mississippi, war in einem handstreichartigen Landungsunternehmen von der Union okkupiert worden. Alle noch so kühn auf den Schlachtfeldern erkämpften Siege hatten nicht verhindern können, dass der Konföderation ihr Territorium an den Rändern davonbröckelte. Es sah nicht gut aus.

Wie schlecht es um den Süden bereits stand, hatte Healey auf seiner anstrengenden tagelangen Bahnfahrt feststellen können. Die Eisenbahnen waren heruntergekommen, da viele Bahnangestellte nun bei der Armee dienten. Die Belastungen des Krieges setzten Schienen, Lokomotiven und Waggonen übel zu, und weil die Bahngesellschaften des Südens keine Ersatzteile mehr von den ausnahmslos im Norden liegenden Fabriken beziehen konnten, war schon jetzt, nach nur anderthalb Jahren, vieles notdürftig zusammengeflickt. Die verschlissenen Züge fuhren selten, langsam und rumpelten mit furchterregendem Schwanken über schadhafte Strecken. So groß war die Tortur der langen Reise von Richmond nach North Carolina gewesen, dass Healey ein kurzes Dankesgebet zum Himmel geschickt hatte, als er am Grenzbahnhof in einen Zug der Karolinischen Nordbahn umsteigen konnte. Dafür hatte er allerdings bis Friedrichsburg einem Neger gegenüber sitzen müssen. Es war ihm nicht möglich gewesen, den Platz zu wechseln, da die seltsam konstruierten kurzen preußischen Eisenbahnwagen nicht wie amerikanische einen langen Raum mit Bänken zu beiden Seiten eines in der Mitte verlaufenden Ganges aufwiesen, sondern aus völlig voneinander getrennten Abteilen mit eigenen Einstiegstüren bestanden. Somit war ihm nichts anderes übrig geblieben, als den schwarzen Mitreisenden zu ignorieren. Das war ihm aber nicht schwergefallen, denn eigentlich war ihm gleichgültig gewesen, wer da mit ihm im Abteil saß. Überhaupt war ihm fast alles gleichgültig, selbst dieses traurige Büro, in das ihn die Regierung nur gesetzt hatte, weil er Deutsch wie seine Muttersprache beherrschte.

Healey verlor das Interesse an der Karte. Er nahm seinen Koffer wieder an sich und ging die Treppe hinauf, die zu den Wohnräumen führte. Nach dem, was er hier unten vorgefunden hatte, sah er seiner neuen Behausung nicht mit Enthusiasmus entgegen.

22. Oktober

New York

Pfeyfer war überwältigt. Hätte ihn jemand in diesem Moment angesprochen, er wäre nicht in der Lage gewesen, zu antworten.

Er hatte gewusst, dass die *Great Eastern* groß war. Wie jedem gebildeten Menschen waren ihm die Ausmaße des Schiffes aus den vielen Zeitungsberichten bekannt, in denen man es beschrieben hatte. Doch jetzt stellte er fest, dass sämtliche Schilderungen ihn nicht auf den Anblick vorbereitet hatten, der sich ihm hier offenbarte. Vom Bug des kleinen Dampfbootes aus starrte er gebannt auf das gewaltigste Werk von Menschenhand, das die Welt je gesehen hatte.

Einem vorzeitlichen Koloss gleich lag die *Great Eastern* im East River, dort wo sich der Fluss zwischen Long Island und der Bronx zur Flushing Bay weitete. Ihr riesenhafter nachtschwarzer Rumpf, an dessen Seiten sich enorme Schaufelräder in haushohen Gehäusen befanden, wurde von fünf turmartigen Schornsteinen und sechs weit emporragenden Masten gekrönt. Die Bucht selbst schien durch die schiere Größe des titanischen Schiffes zu schrumpfen. Die *Great Eastern* demütigte ihre Umgebung, reduzierte alles, was sich in ihrer Nähe befand, auf zwergenhaftes Format.

Während sich das Boot der *Great Eastern* näherte und ihre Dimensionen mit schwindender Distanz immer erdrückender wurden, zwang Pfeyfer sich, wieder einen klaren Kopf zu erlangen, indem er sich die ihm bekannten Fakten ins Gedächtnis rief und kühl rekapitulierte. Er wusste, dass der Rumpf des Schiffes fast siebenhundert Fuß in der Länge maß und seine Breite über achtzig Fuß betrug. Ebenso hatte er gelesen, dass die Dampfmaschinen mit einer Leistung von mindestens achttausend Pferdestärken die kräftigsten der Welt waren und mühelos nicht nur die beiden Schaufelräder, sondern auch noch eine mächtige Schiffsschraube antrieben. Mehr als zweiunddreißigtausend Tonnen Wasser verdrängte die *Great Eastern* und übertraf damit selbst die stattlichsten Dampfschiffe

auf den Ozeanen leicht um das Fünffache. Sie war das größte bewegliche Objekt, das Menschen jemals gebaut hatten. Das Werk des begnadetsten Ingenieurs der Welt. Und dessen Verderben.

Zwar hatte Pfyfer das tragische Schicksal Isambard Kingdom Brunels nur beiläufig verfolgt, doch ihm war klar, dass die *Great Eastern*, dessen ehrgeizigste und brillianteste Schöpfung, dem gefeierten Konstrukteur den Tod gebracht hatte. Seine Finanziere waren nicht nur dafür verantwortlich, mit unsinnigen Änderungen und Einsparungen den Bau endlos verlängert zu haben. Sogar Tote unter den Werftarbeitern waren dieser Maßnahme wegen zu beklagen gewesen. Die kleinräuberische Einmischung der Geldgeber in technische Fragen hatte zu mehreren missglückten Stapelläufen geführt, und als der Rumpf dann doch noch zu Wasser gebracht worden war, hatten sie mit unablässigem Gezänk die Fertigstellung immer weiter verzögert. Das alles hatte Brunel unverschuldet dem Gespött der Öffentlichkeit preisgegeben und seine bis dahin überragende Reputation zerstört. Die Auseinandersetzungen mit den Anteilseignern und der aussichtslose Kampf gegen den Verlust seines Rufes zehrten die Lebenskraft des Ingenieurs auf. Am Tag vor der Jungfernfahrt war er an Bord seines gerade vollendeten Schiffes vom Schlag niedergestreckt worden. Er starb, ohne gesehen zu haben, wie die *Great Eastern* die Themsemündung verließ und auf das offene Meer hinausfuhr.

Seitdem, das war ein offenes Geheimnis und in allen Zeitungen zu lesen, schien das Schiff unter einem Fluch der Erfolglosigkeit zu segeln. Nie trug es auch nur annähernd genug Passagiere über den Atlantik, um wenigstens die Kosten seines Betriebs zu decken.

Jede seiner Ozeanquerungen endete für die Reederei mit einem Defizit. Der schwarze Leviathan war zu einem weißen Elefanten geworden, der unendliche Bewunderung auf sich zog, seinen Besitzer aber ruinierte und ins Unglück stürzte.

Plötzlich sah Pfyfer vor sich nicht mehr ein großartiges Schiff. Er sah einen riesigen finsternen Schatten, der sich über alle legte, die ihre Geschichte an die *Great Eastern* banden.

Ein kalter Windstoß fegte über die Flushing Bay und kräuselte die matten Wassermassen. Pfyfer erschauerte. Er schlug den Kragen seines grauen Uniformmantels hoch.

»Ich halte, bei allem nötigen Respekt vor den Befürchtungen Ihres Königs, ein Attentat für gänzlich ausgeschlossen, Sir«, befand Gardiner

Howland. Sein Tonfall ließ keinen Zweifel daran, dass er von dieser Feststellung aufrichtig überzeugt war.

Fast bedauerte Pfeyfer, den New Yorker Repräsentanten der Great Ship Company mit seinen Nachforschungen behelligen zu müssen. Howland wirkte blass und übernächtigt, seine Nerven waren sichtlich strapaziert. Verwunderlich war das nicht, musste er doch momentan ganz alleine die vielfältigen Folgen bewältigen, die der Unfall der *Great Eastern* nach sich zog. Bis Weisungen von der Reederei aus England eintrafen, würden noch über drei Wochen vergehen; in der Zwischenzeit war er mit allen Problemen ganz auf sich gestellt. Dass er sich trotz seiner misslichen Lage bemühte, sämtliche Fragen zuvorkommend zu beantworten, fand Pfeyfer bemerkenswert diszipliniert, besonders für einen Zivilisten.

Die beiden Männer befanden sich im Steuerhaus der *Great Eastern*. Howland war seit zwei Tagen ohne Unterbrechung an Bord des Schiffes, um die Schäden zu begutachten. Pfeyfer hatte es vorgezogen, ihn hier aufzusuchen, um ihn nicht zur zeitraubenden Rückkehr in das Reedereibüro zu nötigen. Doch so sehr der Major auch die Arbeitsmoral des Reedereiagenten schätzte, sein Urteil mochte er nicht blindlings akzeptieren.

»Wie können Sie so sicher sein, dass es sich nicht um einen Anschlag handelte?«, wollte Pfeyfer wissen.

»Ich habe gute Gründe, Sir«, versicherte Howland. Er entrollte auf dem großen Kartentisch eine Seekarte und beschwerte die Ecken mit zu diesem Zweck bereitliegenden Messinggewichten.

»Dies ist Long Island«, erklärte er. »Für gewöhnlich läuft die *Great Eastern* von Süden her in den Hafen New Yorks ein, an der Spitze Manhattans entlang. Doch bei dieser Überfahrt hatte das Schiff nicht nur Ihren König an Bord, sondern trug auch ungewöhnlich viel Fracht. Der Tiefgang war daher erheblich größer als bei den vorherigen Passagen. Hinzu kam, dass die See durch starken Wind unruhig war. Unter diesen besonderen Umständen schien es Kapitän Paton ratsam, New York ausnahmsweise auf einer anderen Route anzusteuern.«

Aufmerksam verfolgte Pfeyfer, wie Howland einen Stechzirkel zur Hand nahm und mit der Spitze den Kurs der *Great Eastern* auf der Karte nachfuhr: »Sehen Sie, Sir, der Kapitän entschied sich, Long Island nördlich zu umfahren, durch den Long-Island-Sund in den East River zu gelangen und so die Ostseite Manhattans zu erreichen. Ein Umweg, doch wegen des tieferen Fahrwassers unter diesen Bedingungen erheblich sicherer als die gewohnte Route.«

Pfeyfer nickte. »Ich verstehe. Und der Kapitän hatte diesen Entschluss

kurzfristig gefasst, so dass niemand in der Lage gewesen wäre, einen Anschlag im Voraus zu planen?«

»So ist es«, bestätigte Howland. »Aber das ist noch nicht alles. Hier, an dieser Stelle kollidierte das Schiff, obgleich ein Lotse an Bord war, mit dem unter Wasser befindlichen Felsen.« Er deutete mit der Zirkelspitze auf eine Stelle nahe dem Leuchtturm von Montauk Point, die durch einen mit rotem Stift gezogenen Kreis markiert war.

»Dort streifte das Schiff den Felsen. Und wie Sie erkennen können, trägt die Karte, die wohlgemerkt auf den neuesten Vermessungen des U.S. Coast Survey beruht, keinerlei Hinweis auf ein Riff oder ähnliche Hindernisse.«

Pfeyfer nahm die gekennzeichnete Stelle sorgfältig in Augenschein. Tatsächlich war am Ort des Vorfalls rein gar nichts in die Karte eingezeichnet. Er erkannte, was diese Tatsache bedeutete. Eine Kollision mit einem Felsen, dessen Vorhandensein bis dato unbekannt war, konnte niemand willentlich herbeiführen.

»Das macht ein Attentat natürlich schwer vorstellbar, um nicht zu sagen: nahezu unmöglich«, meinte er.

»Selbst in dem unwahrscheinlichen Fall, dass ein Attentäter Kenntnis von diesem unkartierten Felsen hatte und dass es ihm gelungen wäre, Einfluss auf den Kurs des Schiffes zu nehmen, hätte ihm all das dennoch nichts genützt«, betonte Howland, während er die Karte wieder zusammenrollte. »Ein schlichtes Leck kann der *Great Eastern* nichts anhaben.«

»Mit Verlaub, Sir. Ein Loch im Rumpf lässt jedes Schiff sinken«, widersprach Pfeyfer.

»Jedes mit Ausnahme der *Great Eastern*, Sir«, korrigierte Howland. »Als Mr. Brunel dieses Schiff entwarf, das nach seiner Vorstellung ja bis zu fünftausend Menschen gleichzeitig über die Meere tragen sollte, erachtete er es für unerlässlich, vollkommen neue Vorkehrungen für die Sicherheit so vieler Leben zu treffen.«

Der Reedereiagent ging hinüber zum rückwärtigen Teil des Steuerhauses, wo gerahmt hinter Glas eine großformatige Darstellung der *Great Eastern* hing. Sie zeigte den Rumpf sowohl der Länge nach geöffnet als auch im Querschnitt und gestattete so einen Blick auf das verwirrend komplexe Innere des gewaltigen Schiffes.

»Dies ist kein gewöhnlicher Eisenrumpf«, fuhr Howland fort, wobei er auf die Seitenansicht des aufgeschnittenen Schiffskörpers wies. Pfeyfer trat näher und verfolgte genau, auf welche Stellen sein Gegenüber deutete. »Vielmehr besteht er aus einer äußeren und einer inneren Hülle, zwi-

schen denen sich ein Hohlraum von drei Fuß Tiefe befindet. Eine Erfindung von Mr. Brunel, die er eigens für dieses Schiff erdachte.«

»Aber wozu diese seltsame, aufwendige Konstruktion?«, wollte Pfyfer wissen. Er konnte in einem zweifachen Rumpf keinen Sinn erkennen.

»Das ist schnell erklärt. Wird die äußere Hülle durch ein Unglück beschädigt – sei es nun die Kollision mit einem Riff oder ein Zusammenstoß mit einem anderen Schiff –, dringt das Wasser zwar in den Zwischenraum ein, nicht jedoch in das eigentliche Innere der *Great Eastern*. Es müsste schon ein Hindernis von besonderen Ausmaßen sein, das beide Hüllen aufreißen könnte.«

Zweifelnd runzelte Pfyfer die Stirn. »Und das funktioniert?«

»Nun, immerhin hat die *Great Eastern* ein Riff gestreift und schwimmt noch. Das sollte doch die Richtigkeit des Prinzips hinreichend belegen. Natürlich hatte Mr. Brunel noch eine weitere, wenn auch nicht wirklich neue Sicherheitsmaßnahme getroffen. Der Rumpf ist seiner ganzen Länge nach aufgeteilt in wasserdicht gegeneinander abgeschottete Abteilungen, neunzehn an der Zahl. Damit das Schiff in Gefahr geriete zu sinken, müssten beide Rumpfhüllen auf großer Länge aufgerissen werden.«

Pfyfer konnte nicht anders, als Brunel Respekt zu zollen. Nicht nur für den Bau eines Schiffes dieser unvergleichlichen Größe, sondern auch für die unkonventionelle Weitsicht im Bemühen um die Sicherheit der Menschen an Bord dieses schwimmenden Kolosses. Aber ihm war nicht nur klar geworden, dass Brunel Anerkennung verdiente, sondern auch, dass er einen Anschlag auf den König als Möglichkeit ausschließen konnte.

Ein Attentäter, der intelligent und geschickt genug gewesen wäre, den Kurs der *Great Eastern* so zu manipulieren, dass sie auf einen nur ihm bekannten Felsen lief, hätte sich zweifellos auch mit der Konstruktion des Schiffes befasst und gewusst, dass diese Kollision im Leben nicht ausreichen würde, damit die Wasser des Atlantiks König und Kronprinzen verschlangen. Für Pfyfer war deutlich geworden, dass hinter dem Geschehen kein planender Kopf, sondern nichts als unglücklicher Zufall stand.

Er versicherte Howland, dem König in diesem Sinne Bericht zu erstatten, und dankte für die ausführlichen Erklärungen. Der Vertreter der Great Ship Company versicherte, dass es ihm eine Ehre gewesen sei, und verließ gemeinsam mit dem Major das Steuerhaus.

Während die beiden Männer das Deck entlanggingen, fiel Pfyfer erneut die leichte Schräglage des Schiffes auf. Er hatte die Schlagseite schon be-

merkt, als er an Bord gekommen war. Aus der Distanz war der *Great Eastern* nicht anzusehen, dass sie sich ein wenig nach Steuerbord neigte, doch stand man auf ihrem Oberdeck, war offensichtlich, dass mit ihr etwas nicht stimmte.

»Ein bewundernswertes Schiff«, sagte Pfyfer, dem derartige Äußerungen sonst nur sehr selten über die Lippen kamen.

»Bewundernswert mag es sein. Aber auch glücklos«, entgegnete Howland düster. »Mr. Brunel hatte es ausdrücklich für Fahrten nach Indien vorgesehen. Mit ihren Kohlevorräten hätte die *Great Eastern* die gesamte Strecke ohne Zwischenhalt zurücklegen können. Auf jener Route wäre sie völlig konkurrenzlos gewesen. Bedauerlicherweise hat sich das Direktorium der Great Ship Company darauf festgelegt, das Schiff im Verkehr zwischen Europa und Amerika einzusetzen, wo es ungleich ärgerem Wettbewerb ausgesetzt ist und seine Stärken nicht zur Geltung kommen. Ich verrate beileibe kein Geheimnis, wenn ich sage, dass die *Great Eastern* Verluste einfährt, die neben Abmessungen und Maschinenleistung einen weiteren Superlativ darstellen.«

Er führte Pfyfer an die Steuerbordseite des Decks.

Beim Blick über die Bordwand konnten sie einige Prahme sehen, die neben der *Great Eastern* festgemacht hatten.

Von einer kleinen Dampfmaschine mit hektisch rotierendem Schwungrad lief ein Schlauch ins Wasser; zu beiden Seiten hielten Männer in groben grauen Kitteln Seile, die ebenfalls in den trüben Fluten der Flushing Bay verschwanden.

»Dort arbeitet gerade Mr. Peter Falcon, der bekannte Taucher«, erklärte Howland. »Er inspiziert die Schäden am Rumpf. Von dem Ergebnis seiner Untersuchung hängt ab, was mit dem Schiff weiter geschieht.«

»Fraglos wird die Reederei dieses Wunderwerk der Technik schnellstens instand setzen lassen, Mr. Howland«, meinte Pfyfer. Doch der Reedereiagent teilte seine Zuversicht nicht: »Es gibt auf dem gesamten amerikanischen Kontinent, ja auf dem gesamten Erdball kein Trockendock, das die *Great Eastern* aufnehmen könnte«, erwiderte er mit einem mutlosen Schütteln des Kopfes. »Wie soll man unter Wasser ein Leck reparieren, das sicher von einiger Größe ist? Der Aufwand wäre immens. Ich denke, wenn jetzt jemand käme und der Great Ship Company auch nur eine lächerlich geringe Summe böte, würden die Direktoren dieses vom Pech heimgesuchte Schiff auf der Stelle verkaufen. Nur ist halt niemand irrsinnig genug, sich freiwillig die *Great Eastern* aufzubürden.«

Howland seufzte niedergeschlagen. »Verzeihen Sie, Sir. Ich wollte Sie

nicht mit meinen trübsinnigen Gedanken behelligen. Sie können Ihrem König ruhigen Gewissens berichten, dass ihm niemand nach dem Leben getrachtet hat. Ich vermute, Sie sind mit dem Resultat Ihres Aufenthalts hier zufrieden?»

»Das bin ich in der Tat«, bestätigte Pfyfer und reichte Howland die Hand. »Ich bin Ihnen für Ihr freundliches Entgegenkommen zu Dank verpflichtet. Sie haben meinem König und somit meinem Land einen wertvollen Dienst erwiesen. Sollte es etwas geben, womit wir unserer Anerkennung Ausdruck verleihen können, zögern Sie bitte nicht, es mich wissen zu lassen.«

Howland nötigte sich ein entschieden bitter wirkendes Lächeln ab und schwieg einen Moment, ehe er antwortete: »Ihr König hat nicht zufällig noch eine freie Stellung zu vergeben? Ich habe nämlich so eine Ahnung, dass es meinen Posten hier nicht mehr lange geben wird ...«

* * *

Schon seit dem Morgen schlenderten die beiden Lehrerinnen durch die Straßen Friedrichsburgs. Amalie ließ sich von der Direktorin die Stadt zeigen und konnte sich nicht sattsehen. Die anmutige Schönheit der Bauten, die fremdartigen Pflanzen und nicht zuletzt der Anblick der Menschen, die von so unterschiedlicher Herkunft und Aussehen waren: Alles das fesselte sie immer wieder aufs Neue.

Nun hatten die Frauen den Ort erreicht, der vielleicht nicht topographisch, aber gewiss seiner Bedeutung nach der Mittelpunkt der karolinischen Provinzhauptstadt war. Dort am Prinzenplatz, der an seinen Rändern von Doppelreihen ausladender Palmettobäume gesäumt wurde, liefen sternförmig die vier Boulevards zusammen, aus deren schnurgeraden Strahlen das gesamte Straßennetz Friedrichsburgs erwuchs. Die Nordseite des großzügig, aber nicht übertrieben weitläufigen Platzes nahm das Regierungspräsidium ein, ein Gebäude mit einem Portikus korinthischer Säulen, die einen dreieckigen Giebel nach griechischem Vorbild trugen. Hier residierte der Oberpräsident und leitete im Namen des Königs jenseits des Ozeans die Verwaltung der Provinz Karolina. Vor dem Portal übten grün berockte Soldaten vom Bataillon der Karolinischen Jäger ihren Einsatz als Ehrenkompanie für den Monarchen, indem sie unter den zackigen Befehlen ihres Leutnants unablässig das exakt synchrone Präsentieren der Gewehre übten.

Auf der anderen Seite des Prinzenplatzes hatte das Regierungspräsi-

um im Justizpalast ein nahezu zwillingsgleiches Gegenstück. Beide unterschieden sich nur im Giebelschmuck, denn während das Oberpräsidium dort das in Marmor gemeißelte große Wappen des Königreiches aufwies, trug der Justizpalast hoch über dem Eingangsportal eine Statue der Justitia, über deren Kopf der gekrönte preußische Adler mit Zepter und Reichsapfel in den Fängen die Flügel ausbreitete. Am östlichen Rand des Platzes standen neben dem Hôtel Borussia die Sitze verschiedener Behörden, darunter die Militärverwaltung, während der Süden ganz von der Fassade des Königlichen Karolinischen Opernhauses dominiert wurde. Es ähnelte dem Schauspielhaus am Berliner Gendarmenmarkt, was durchaus kein Zufall war. Karl Friedrich Schinkel hatte beide entworfen. Auch dass der Prinzenplatz ein Ensemble von makelloser Harmonie und Geschlossenheit bildete, war sein Verdienst. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, sämtliche Gebäude mit Blick auf die Gesamtwirkung selber zu entwerfen, und sich dabei jeder noch so unscheinbaren Kleinigkeit mit Hingabe gewidmet.

Im exakten Zentrum des Platzes schließlich erhob sich auf einem hohen Granitsockel das Reiterstandbild des Mannes, dem Preußen den Besitz eines Stückes Amerika verdankte. Prinz Heinrich, der Bruder Friedrichs des Großen, ritt in die Ewigkeit, von Johann Gottfried Schadow überlebensgroß in Bronze gegossen.

An diesem Tag war der Platz von außergewöhnlicher Aktivität erfüllt. Der Besuch König Wilhelms warf seine Schatten voraus, die Vorbereitungen für sein Eintreffen wurden rastlos vorangetrieben. Mit laut hallenden Hammerschlägen montierten Arbeiter die hölzernen Gestelle mehrerer haushoher Ehrenportale, die später eine Dekoration aus Pappe, Gips und reichlich frischem Grün erhalten würden. Die Fassaden der Gebäude waren schon jetzt mit unzähligen schwarz-weißen Flaggen behängt, was dem Betreiber des Hotels wohl immer noch unzureichend erschienen war. Er hatte zwischen zwei Fenstern ein gut zwanzig Fuß langes Spruchband spannen lassen, das in großen Buchstaben *Vivat Guillelmus Rex Pater Patriae* verkündete.

»Schau einer an, die gute Stube wird herausgeputzt«, kommentierte Rebekka Heinrich ironisch, wobei sie ihren Reifrock an einem Stapel Holzplatten vorbeimanövierte. »Viel Aufwand, wenn man bedenkt, dass eigentlich ja nur ein übellauniger alter Mann kommt, dessen Besuch bei Weitem nicht alle erfreut.«

»Das sind gefährliche Worte«, bemerkte Amalie von Rheine besorgt. »Besonders aus dem Munde einer Staatsdienerin, die doch dem König ge-

genüber zu absoluter Loyalität verpflichtet ist.« Sie verspürte den Drang, sich rasch umzuschauen, um sich zu vergewissern, dass auch niemand ihr Gespräch belauschte, beließ es dann jedoch bei einem kurzen Seitenblick aus dem Augenwinkel.

Die Direktorin bemerkte Amalies Verunsicherung, sprach aber unbeirrt weiter. »Ich bin zunächst und vor allem verpflichtet, meinen Verstand zu gebrauchen. Und der sagt mir, dass die Probleme Preußens und ganz besonders Karolinas mit diesem König nicht geringer, sondern nur noch größer werden. Es wird kein gutes Ende nehmen«, prophezeite sie sachlich. Ihre Stimme war ruhig, doch irgendwo vibrierte unterdrückter Zorn unhörbar leise mit. Amalie wusste bereits, dass ihre Vorgesetzte sich den Luxus einer ausgeprägten eigenen Meinung leistete, und das auch auf Gebieten, von denen man es allgemein als unverrückbare Tatsache ansah, dass sie von Natur aus das Fassungsvermögen weiblicher Gehirne weit überforderten. Somit war sie auch keinesfalls erstaunt darüber, dass Rebekka klare politische Ansichten hegte. Ihr war nur nicht wohl dabei, diese Ansichten ausgerechnet in aller Öffentlichkeit zu diskutieren. Doch sie konnte nicht anders, als beizupflichten.

»Sie sprechen aus, was ich schon lange denke«, stimmte Amalie mit wachsam gesenkter Stimme zu. »Der König und seine Gefolgsleute stemmen sich verbissen gegen alle Reformen und verschließen sich jeglichen Forderungen der liberalen Mehrheit. Sein stures Festklammern an vorgestrichenen Begriffen von Königtum und Herrschaft spaltet das Land und wird noch schlimme Folgen haben.«

»Katastrophale Folgen«, verbesserte Rebekka. »Und ganz besonders in dieser Provinz, die zerrissen ist wie keine zweite. Die Weißen hier sind mehrheitlich liberal gesinnt. Die Schwarzen und Mulatten hingegen sind fast ohne Ausnahme konservativ und monarchistisch bis auf die Knochen. Ein Hohenzollernprinz hat ihre Vorfahren aus der Sklaverei befreit, und bis heute leben sie in einer Art Erbdankbarkeit gegenüber dem Königshaus, das sie als einzigen verlässlichen Garanten ihrer Freiheit betrachten.«

Mit einem Schritt nach links wich Amalie einer Kiste voller schwarz-weißer Papiergirlanden aus. »Sie teilen diese Auffassung offenbar nicht, Rebekka.«

»Aus Trägheit der Mehrheit zu folgen, ist meine Sache nicht«, bestätigte die Direktorin Amalies Vermutung. »Freiheit wird nicht durch Könige verbürgt, davon bin ich überzeugt. Und schon gar nicht durch diesen König.«

Abschätzig verzog Amalie den Mund. »Bestimmt nicht. Seitdem er seinem Bruder auf den Thron nachgefolgt ist, herrscht eine beklemmende Atmosphäre im Land. Daran lag es vielleicht auch, dass ich gewissen Herrschaften ein Dorn im Auge war. Eine denkende Frau, Gott bewahre! Diese Leute haben mir bei meinen Bemühungen ständig Knüppel zwischen die Beine geworfen. Dass ich mich für den Wechsel nach Amerika entschieden habe, kam ihnen wohl ganz gelegen.«

Sie hatte den letzten Satz noch nicht ganz ausgesprochen, da rief die Direktorin unvermittelt aus: »Das ist es!«. Amalie schaute sie irritiert an, und Rebekka fuhr fort: »Plötzlich ist alles klar. Jetzt verstehe ich, wieso das Ministerium Ihnen die Stelle an unserer Schule angeboten hat, obwohl wir doch nicht einmal Schülerinnen haben. Man wollte Sie ganz einfach loswerden.«

Schlagartig erfasste Amalie, was mit ihr geschehen war. Eine tiefe Zornesfurche bildete sich zwischen ihren Augenbrauen und sie musste sich arg zusammennehmen, um nicht in einen höchst undamenhaften Schwall von Verwünschungen auszubrechen. »Verflixt! Sie haben recht. Dass ich nicht früher darauf gekommen bin! Die haben mich absichtlich hierher versetzt, damit ich abgeschoben bin und keinem Mädchen unerwünschte Flausen in den Kopf setzen kann. Oh, das war hinterhältig!«

»Ärgern Sie sich nicht. Letztlich beweist das nur, dass Sie in den Augen dieser Männer eine echte Gefahr darstellten«, beschwichtigte Rebekka die aufgebrauchte Lehrerin. »In gewisser Weise ist das ein aufrichtiges Kompliment an Ihren Intellekt. Ein seltenes Eingeständnis von Männern, auf das Sie stolz sein können.«

Für eine Sekunde war Amalie unschlüssig, ob sie auf ihre absonderliche Situation mit Flüchen oder Lachen reagieren sollte. Ohne dass sie eine bewusste Entscheidung getroffen hatte, begann sie dann aber zu lachen, und Rebekka stimmte ein.

Die beiden Frauen erreichten das bereits reichlich mit Girlanden aus Seidenblumen behängte Denkmal in der Mitte des Platzes. Als sie um das Standbild herumgingen, erblickte Amalie unverhofft ein bekanntes Gesicht.

Dort stand Theodor Fontane, der die Inschriften und Reliefs des Sockels studierte und in seinem kleinen Büchlein eifrig Notizen machte. Doch sobald er seine Reisegefährtin bemerkte, steckte er das Buch ein und begrüßte sie mit den für ihn typischen wohlgesetzten Worten. Er war besonders erfreut, als Amalie ihm Rebekka Heinrich vorstellte, denn wie

sich herausstellte, war ihm der Name der einzigen Schuldirektorin Preußens geläufig.

Fontane verbarg seine überschäumende Begeisterung für Friedrichsburg nicht. »Eine Stadt, die man nicht anders als herrlich nennen kann«, urteilte er enthusiastisch. »Das etwas strapazierte Bonmot, demzufolge Friedrichsburg zugleich die schönste Stadt Preußens wie auch Amerikas sei, hatte ich lange für eine hohle Phrase gehalten. Aber nun sehe ich, dass es einfach nur die reine Wahrheit ist. Was gibt es an diesem Ort der Welt, das nicht perfekt wäre?«

»Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Oder was zu glänzen scheint, Herr Fontane«, entgegnete Rebekka trocken.

Doch der Journalist mochte nicht wahrhaben, dass ihm etwas entgangen sein könnte. »Welche Fehler sollte dieser wunderschöne Ort denn haben? Ich habe bislang keinen Makel feststellen können.«

»Es gibt Probleme, die sich der Wahrnehmung des bloß oberflächlichen Betrachters entziehen«, meinte die Direktorin ernst, wobei der Klang ihrer Stimme zunehmend härter wurde. »So etwa der Umstand, dass viele Bewohner Karolinas keine Arbeit mehr haben, und es werden täglich mehr. Eine wachsende Zahl von Menschen, die ohne Lohn und Brot sind, deren Familien Not leiden, stellt doch sicher auch in ihren Augen nicht bloß einen Schönheitsfehler dar, Herr Fontane?«

»Ich war mir dessen noch gar nicht bewusst. Aber was ist die Ursache? Womöglich eine Auswirkung dieses Krieges?«

»Ganz recht. Eine Textilfabrik nach der anderen muss schließen, weil die rebellierenden Südstaaten keine Baumwolle mehr ausführen. Die Lagerhäuser sind inzwischen fast leer. Der Rinnsal eingeschmuggelter Baumwolle und die geringen Mengen, die wir im Lande selbst anbauen können, sind nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Der Hauptpfeiler der Wirtschaft in dieser Provinz droht einzustürzen, und welche Gefahren das für Stabilität und Sicherheit birgt, brauche ich Ihnen bestimmt nicht darzulegen.«

Fontane nickte wortlos. Dass er von einer Frau eine Nachhilfektion in politischen Angelegenheiten erhalten hatte, bereitete ihm sichtlich Unbehagen. Doch er besaß genug Einsicht, die zutreffende Darstellung nicht aus verletztem Stolz als gegenstandslos abzutun. Ihm war anzumerken, dass die neuen Erkenntnisse über die Zustände in Karolina ihn nachdenklich werden ließen.

Noch bevor er das Ergebnis seiner Gedankengänge mitteilen konnte, ertönten Glockenschläge vom Turm der Petrikirche, der abseits des Prin-

zenplatzes das Opernhaus überragte. Fontane horchte auf. »Schon so spät?«, entfuhr es ihm überrascht. »Himmel, ich komme zu spät. Der Leiter des Provinzialarchivs erwartet mich und er schien mir ein unduldsamer Mann zu sein, was Unpünktlichkeit angeht.«

Er bat die beiden Lehrerinnen um Verzeihung für seinen unvermittelten Aufbruch, nahm sich aber trotz seiner Eile noch die Zeit, formvollendet den Zylinder zu ziehen und eine Verbeugung anzudeuten, ehe er sich eilig entfernte.

»Ein interessanter Mann«, sagte Rebekka, während sie ihm nachblickte.

»Das ist er wirklich«, bestätigte Amalie. »Er weiß viel zu erzählen. Ich würde doch wirklich zu gerne mal eine seiner Reportagen lesen.«

»Nun, ich hoffe, dass er sich für seine Artikel nicht so leicht vom schönen Schein blenden lässt, sondern auch mal hinter die Kulissen ... oh! Sehen Sie, dort!«

Sie zeigte auf ein Dutzend Arbeiter, die Bühnendekorationen vom Opernhaus zum Regierungspräsidium hinüberschafften, darunter einen mannsgroßen Preußenadler aus Pappmaché, dessen weit ausgebreitete Flügel von zwei Leuten gestützt werden mussten.

»Das wird sicher dazu dienen, den großen Saal für den Ball herzurichten«, vermutete die Direktorin. »Es dürfte ganz imposant aussehen, solange man es nur aus der Distanz betrachtet. Wir werden uns ja selbst davon überzeugen können. Sie begleiten mich doch?«

»Zum Ball?«, fragte Amalie erstaunt. »Sie – Sie haben eine Einladung für den Ball zu Ehren des Königs?«

»Aber natürlich. Das heißt, ich habe seit einigen Wochen die Ankündigung, dass ich eine Einladung erhalten werde. Die Abreise des Königs hat sich ja wegen seiner politischen Missshelligkeiten immer wieder verzögert, darum stand der Termin lange nicht fest. Aber ich gehe davon aus, dass die endgültigen Einladungen heute oder morgen eintreffen. Möchten Sie mitkommen?«

»Ja, natürlich!«, sagte Amalie schnell zu. »Nur, mich wundert ... ich meine, bei Ihrer Abneigung gegen den König ...«

Rebekka lachte. »Ha! König hin oder her, ich tanze gerne und will mich amüsieren. Ich lasse mir doch von diesem gekrönten Unteroffizier nicht auch noch den Spaß verderben, nur weil das Fest rein zufällig ihm gilt. Außerdem habe ich ein Ballkleid, das getragen werden will. Dabei fällt mir ein – verfügen Sie über passende Toilette für diesen Anlass?«

»Ich fürchte nicht. Dass ich Abendgarderobe benötigen würde, damit

hatte ich bei meinen Reisevorbereitungen nun überhaupt nicht gerechnet.«

»Daran wird es nicht scheitern«, versicherte die Direktorin. »Meine Schneiderin ist eine Expertin für dringende Fälle. Und bei Ihrer Statur dürfte es ein Kinderspiel sein, etwas Passendes zu finden. Kommen Sie, wir gehen gleich zu ihr.«

Die Lehrerinnen machten sich auf, den Prinzenplatz auf der Belle-Alliance-Allee zu verlassen. Als sie das Portal des Regierungspräsidiums passierten und an der nach wie vor exerzierenden Jägerkompanie vorübergingen, warf der junge Leutnant Amalie einen verwegenen Seitenblick und ein schneidiges Lächeln zu. Dass sie jedoch zurücklächelte, statt eilig die Augen abzuwenden, brachte ihn so sehr aus dem Konzept, dass er stotternd mit seinen Befehlen durcheinandergeriet und die bis dahin uhrwerksartig präzise ausgeführten Bewegungen seiner Soldaten sich sekundenschnell in eine Choreographie des Chaos verwandelten.

Der Leutnant lief vor Scham über diese Blamage rot an und bemühte sich hektisch, wieder Ordnung in seinen Teil der Welt zu bringen. Dass Amalie, die ungerührt weitergegangen war, hinter vorgehaltener Hand grinste, sah er nicht mehr.

23. Oktober

Krüger stand am weit geöffneten Fenster, die Hände auf das Fensterbrett gestützt. Er hatte seine reichlich vorhandenen Finanzmittel genutzt, um ein angemessenes Haus in Schönhöhe am Nordufer der Friedrichsburger Bucht zu mieten, abseits von allem störenden Lärm. Hier konnte er in Ruhe seine Pläne durchdenken und dennoch über die Grenadierbrücke jederzeit rasch den Cooper-Fluss überqueren und alle wichtigen Orte der Oberstadt erreichen. Keine andere Unterkunft hätte für seine Zwecke besser geeignet sein können.

Beim Blick aus dem Fenster bot sich ein Panorama, das eines Gemäldes würdig gewesen wäre. Zur Rechten, wo sich die beiden Ströme vereinten, schimmerten die Bauten Friedrichsburg weiß im milden Licht der herbstlichen Mittagssonne. Inmitten der weiten Wasserfläche, die durch einen sanften Wind gekräuselt wurde, ragte einer von Menschenhand geschaffenen Insel gleich stolz die Bastion Derfflinger aus den Wellen, eine aus leuchtend roten Ziegeln erbaute Küstenfestung, deren Kanonen die Stadt vor jedem von See kommenden Eindringling schützten. Weit zur Linken schließlich verengten zwei Landzungen die Bucht zu einem schmalen Tor, auf dessen anderer Seite sich bereits die endlosen Wassermassen des Atlantiks erstreckten.

Doch für diese Aussicht, die zweifellos als Rechtfertigung für einen erklecklichen Anteil des Mietpreises diente, hatte Krüger kein Auge. Er stand am Fenster, um bei hellem Tageslicht zu lesen. Natürlich hatte er sich schon vor Antritt seiner Reise eingehend vorbereitet, wie es seine feste Angewohnheit war. Aber seiner Erfahrung nach schadete es nie, sich alle maßgeblichen Einzelheiten noch einmal zu verinnerlichen, ehe man zur Tat schritt.

Er wendete die Seite des Buches, das vor ihm auf dem Fensterbrett lag. Die Rangliste der preußischen Armee hatte ihm schon öfters gute Dienste geleistet. Er fand es sehr leichtsinnig, die Namen, Dienstgrade und Einheiten sämtlicher Offiziere vom Staat im Druck zu veröffentlichen, so dass jeder Dahergelaufene so wichtige Informationen einfach

beim Buchhändler erwerben konnte. Nach seinem Empfinden gingen diese Dinge keinen Außenstehenden etwas an. Doch Krüger beklagte sich nicht, erleichterte ihm diese bemerkenswerte Unbesonnenheit doch seine Arbeit ganz erheblich.

Er fuhr mit dem Zeigefinger die Spalten mit den Namen der Offiziere im karolinschen Armeekorps entlang und übergang keinen einzigen Eintrag. In seinem Beruf gab es kein nutzloses Wissen, sondern nur ruhendes, das auf eine künftige Verwendung wartete. Suchen musste er vorerst aber nichts. Zwar wusste er noch nicht, wie er vorgehen würde, da er erst die Gegebenheiten erkunden musste. Doch wo er den Hebel anzusetzen hatte, stand für ihn bereits fest.

Sein Finger hielt in der Mitte der Seite inne. Er las den Namen, der ihm inzwischen schon wohlbekannt war, ein weiteres Mal: *Maj. Wilhelm Friedrich Albrecht v. Pfeyfer.*

24. Oktober

Wie an jedem normalen Morgen betrat Major Pfeyfer um Punkt acht Uhr mit dem Glockenschlag der nahen Petrikirche sein Dienstzimmer im Korpskommando am Prinzenplatz. An diesem Tag war es ihm schwergefallen, das Bett zu verlassen, nachdem er erst spät am vorherigen Abend an Bord der *Libelle* aus New York zurückgekehrt war. Aber letztlich hatte die Disziplin über den Wunsch nach einer zusätzlichen Stunde Schlaf gesiegt.

Ebenfalls wie immer war Hauptmann Friedrich Heinze, Pfeyfers Stellvertreter, bereits anwesend. Sein Dienst begann früher, weil es zu seinen Aufgaben gehörte, die am Morgen neu eingegangenen Depeschen und Akten nach Dringlichkeit und Inhalt zu ordnen, ehe sein Vorgesetzter eintraf. Damit war er mittlerweile fertig und genehmigte sich nun an seinem Schreibtisch, der als Ausdruck der militärischen Hierarchie etwas kleiner war als der des Majors, einen Kaffee.

»Guten Morgen, Willi«, begrüßte er Pfeyfer in zwanglosem Tonfall.

»Morgen, Fritz«, antwortete der übernachtigte Major matt und hängte seine Schirmmütze an den Kleiderständer. »Frag mich jetzt bloß nicht, wie die Reise war.«

Heinze rührte einen Teelöffel Zucker in seinen dampfenden Kaffee ein. »Wozu fragen? Du wirst es mir sowieso gleich erzählen, weil du dich gewaltig ärgerst. Das sehe ich dir doch an. Oder sollte ich mich da irren?«

»Du kennst mich einfach viel zu gut«, meinte Pfeyfer amüsiert. »Demnächst weißt du vermutlich sogar noch vor mir, was ich denke.«

Überrascht hätte es ihn nicht. Immerhin waren sie schon seit der Schulzeit befreundet und hatten sogar gemeinsam die Offiziersausbildung an der Kriegsschule absolviert.

Dass der stets etwas blässliche, untersetzte Heinze, dessen hellblondes Haar bereits früh an der Stirn zurückgewichen war, bei den Beförderungen ein ums andere Mal hinter ihm hatte zurückstehen müssen, empfand Pfeyfer als Ungerechtigkeit; doch es hatte nichts daran ändern können, dass sie enge Freunde waren und blieben.

Und für Pfeyfer, der Freundschaften selten und niemals leichtfertig schloss, bedeutete das viel.

»Ich habe jedenfalls allen Grund, verärgert zu sein«, sagte der Major. Er nahm sein Degenkoppel ab, hängte es zur Mütze und ließ sich hinter seinem Schreibtisch nieder. In schneller Folge überflog er die bereitliegenden Dokumente und schilderte dabei Heinze, wie er die vergangenen Tage zugebracht hatte.

»Alles nur, weil sich dieser Lenschow das Hirngespinnst mit dem Attentat in den Kopf gesetzt hat«, resümierte er mürrisch. »Wegen dieses Idioten hast du hier die ganze Zeit die Stellung alleine halten müssen. Und das gerade jetzt, wo wir bis zum Hals in Arbeit stecken.«

»Ich hab's ja überlebt, Willi. Soll die Ordonnanz dir auch einen Kaffee bringen? Wurde gerade frisch aufgebrüht.«

Müde rieb Pfeyfer seine Augen. »Später gerne. Jetzt muss ich erst einmal schauen, was während meiner Abwesenheit vorgefallen ist. Gab es nennenswerte Vorkommnisse?«

Heinze nahm noch einen Schluck Kaffee, stellte dann die Tasse beiseite und beugte sich auf die verschränkten Arme gestützt über den Tisch. »Das kann man wohl sagen. Du erinnerst dich an den letzten anonymen Brief, den du knapp vor der Abreise erhalten hast?«

Pfeyfer ließ das Schriftstück, das er gerade in der Hand hielt, augenblicklich sinken. Die Erwähnung des Briefes hatte ihn aufmerken lassen, seine Müdigkeit war urplötzlich wie fortgeblasen.

Die anonymen Schreiben stellten Pfeyfer vor ein Rätsel. Seit dem Sommer erhielt er in unregelmäßigen Abständen Briefe ohne Absender, die ausdrücklich an ihn adressiert waren. Jedes Mal informierte ihn der unbekannte Verfasser über unmittelbar bevorstehende Versuche der südstaatlichen Rebellen und ihrer karolinischen Parteigänger, Unruhe zu stiften. Denn die Konföderierten waren sich durchaus der wirtschaftlichen Misere und der wachsenden Unzufriedenheit in der Provinz bewusst und versuchten unablässig, zusätzlich Öl ins Feuer zu gießen. Sie hätten es nur zu gerne gesehen, wenn Karolina sich von Preußen losgesagt und den Konföderierten Staaten angeschlossen hätte, so wie die Bevölkerung des Fürstentums Neuchâtel einige Jahre zuvor den preußischen Gouverneur vertrieben und das Land zum Kanton der Schweizer Eidgenossenschaft erklärt hatte.

Kein Mittel war diesen Leuten aus den Südstaaten zu niederträchtig, um das Volk aufzuwiegeln. Pfeyfer gab sich auch keinen Illusionen darüber hin, dass sie sich auf willige Verbündete in Karolina stützen konn-

ten. Unter den Nachkommen der englischen Kolonisten gab es manche, die sich nie mit der preußischen Herrschaft abgefunden hatten und den schwarzen Adler nur zu gerne im Staub gesehen hätten. Der Feind stand nicht nur vor den Toren. Er befand sich auch im eigenen Lager, unerkannt und jederzeit bereit, hinterhältig Schaden anzurichten.

Das Militär-Sicherheits-Detachement war nicht zuletzt ins Leben gerufen worden, um diesen gefährlichen Umtrieben entgegenzutreten. Aber obwohl Pfeyfer als Kommandeur des Detachements auch alle Polizeikräfte der Provinz unterstanden, schien es ihm, als würde er gegen ein Phantom fechten. Es gelang ihm allen Bemühungen zum Trotz einfach nicht, die führenden Köpfe in Karolina aufzuspüren, und die Drahtzieher jenseits der Grenze waren für ihn unerreichbar. Widerwillig musste er sich damit begnügen, die Handlanger der Feinde zu bekämpfen, was bereits schwierig genug war.

Der geheimnisvolle Verfasser der Briefe hatte sich in diesem Kampf als wertvoller Informant erwiesen. Pfeyfer wusste nicht, wer ihm die Hinweise schickte oder welche Beweggründe der Unbekannte hatte. Aber ihm war klar, dass dieser Mann das volle Vertrauen der antipreußischen Verschwörer besaß. Er war offensichtlich an allen wichtigen Planungen beteiligt und ging mit seinen Warnungen ein großes persönliches Risiko ein. Hätte man sein Doppelspiel entdeckt, wäre er ohne Zweifel ein toter Mann gewesen. Das hatte Pfeyfer deutlich erkannt, und daher unternahm er auch keinen Versuch, die Identität des Namenlosen festzustellen. Er wollte seinen anonymen Verbündeten nicht noch zusätzlich in Gefahr bringen.

Heinze öffnete eine Schublade und zog ein kleines gedrucktes Heft heraus, nicht größer als eine Hand und nur wenige Seiten stark. »Der Hinweis stimmte – wie immer«, berichtete er, stand von seinem Tisch auf und ging zu Pfeyfer hinüber. »Wie du angeordnet hattest, patrouillierten Gendarmen an der Grenze zu North Carolina im Landkreis Loris. Und Sonntagnacht erwischten sie drei Kerle, die das hier einschmuggeln wollten. Und zwar zweitausend Exemplare.« Er reichte dem Major das Heft.

Pfeyfer betrachtete das auf schlechtem Papier gedruckte Pamphlet. Schon der Titel auf dem Umschlag erfüllte ihn mit Abscheu: *Karolinas Elend und Abhilfe durch Secession von Preussen*.

Angewidert blätterte er die Seiten durch. Die ignoranten Amerikaner, so stellte er fest, waren nicht einmal in der Lage, das lange und das runde S der Frakturschrift richtig zu verwenden. Doch das machte die Agitation keinen Deut weniger gefährlich. Die Demagogen behandelten in der

Schrift eines ihrer bevorzugten Themen, die Weigerung Preußens, die Konföderation als souveränen Staat anzuerkennen. Ein Wort des Königs, so wurde suggeriert, und die Baumwolle könnte wieder wie zuvor nach Karolina strömen, und mit ihr würden Arbeit und Wohlstand zurückkehren. Doch da dieses Wort ausblieb, müssten die Bewohner Karolinas sich entscheiden, ob sie lieber verhungern oder sich den Konföderierten Staaten anschließen wollten.

Aufgebracht schleuderte Pfeyfer das Heft in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers. »Hätte das ein Preuße geschrieben, würde ich ihn auf der Stelle wegen Hochverrats arretieren lassen!«

Er sprang auf und stampfte mit großen Schritten im Raum auf und nieder, wobei er zornig die Fäuste ballte. »Zweitausend Exemplare! Die hätten diese drei Leute bestimmt nicht selbst hier verteilt. Wem sollten sie die Lieferung übergeben?«

Heinze zuckte mit den Schultern. »Das haben wir nicht herausbekommen. Die Männer behaupten, bezahlte Schmuggler zu sein, und wollen vom Inhalt der Kisten nichts gewusst haben. Sie sollten die Ladung in einer nahen Scheune unterstellen und dann wieder verschwinden. Aber das kaufe ich ihnen nicht ab. Ich habe die Scheune beobachten lassen, es ist niemand aufgetaucht.«

»Die haben Wind bekommen«, knurrte Pfeyfer. »So ein verfluchter Mist! Nie bekommen wir einen der hiesigen Mitwisser zu fassen!«

»Immerhin haben wir sie dank unseres anonymen Helfers einmal mehr daran hindern können, ihr Gift zu verspritzen. Das ist doch schon mal was, Willi.«

Der Major blieb am Fenster stehen und blickte hinunter auf den Prinzenplatz, wo die reich dekorierten Ehrentore nun vollendet waren und Arbeiter die Leitern und Gerüste fortschafften. »Ja, wir waren nicht erfolglos«, meinte er. *Aber auch nicht erfolgreich*, führte er den Satz in Gedanken fort.

Für einen Moment war ihm düster zumute. *Ich muss einen Weg finden, die Bedrohung von innen wirklich zu beseitigen. Ich muss die Verräter enttarnen, ich muss ihrer habhaft werden*, ging es ihm durch den Kopf. *Und wenn mir das nicht gelingt, sind alle Etappensiege verschenkt und verdammt nutzlos. Dann können diese beschissenen Schweinebunde ihr Spiel immer weitertreiben. So lange, bis sie wirklich einige schwache Charaktere aufgewiegelt haben und Blut vergossen wird.*

Rasch schüttelte er die finsternen Überlegungen ab. Es gab noch anderes zu tun. »Wie steht es mit den Vorkehrungen für die Sicherheit des Königs?«, erkundigte er sich und wandte sich wieder vom Fenster ab.

»Die Vorbereitungen sind abgeschlossen«, antwortete Heinze. »Alle Schutzmänner und Polizeidiener haben ihre Anweisungen. Die Gendarmen sind –«

Er wurde von einem Klopfen an der Tür unterbrochen. Auf Pfeyfers Erlaubnis zum Eintreten kam ein Soldat mit einem Brief in der Hand herein, stand stramm und meldete: »Der Herr Oberpräsident hat mich angewiesen, dem Herrn Major dieses Kuvert zu überbringen.«

Pfeyfer nahm den schneeweißen Umschlag entgegen, öffnete ihn und zog eine goldgeränderte Karte hervor. Er las die aufgedruckten Worte und hob dabei verdutzt die Augenbrauen.

»Was ist es?«, wollte Heinze wissen. »Komm, spann mich nicht auf die Folter!«

»Eine Einladung für den Ball zu Ehren des Königs«, erwiderte Pfeyfer verwundert und schaute ein zweites Mal auf die Karte, um sicherzugehen, dass es sich um keinen Irrtum handelte.

Heinze trat näher, um auch einen Blick auf die von Ornamenten umrankten Zeilen werfen zu können. »Du bist mal wieder ein verflucht glücklicher Hund«, meinte er grinsend. »Ich würde meine eigene Großmutter für so eine Ehre erschießen.«

* * *

Es waren nicht viele Aktendeckel, und keiner von ihnen war mit mehr als einigen Dutzend Blättern gefüllt. Healey hatte die gesamten Geschäftsunterlagen der Richmond-Handelsgesellschaft in drei sehr übersichtlichen Stapeln vor sich auf dem Tisch aufgeschichtet und machte sich mit den Aktivitäten der Firma vertraut. Diese Arbeit war weder besonders anstrengend noch zeitraubend, denn wie Healey bereits vermutet hatte, hielten sich die Transaktionen in Grenzen. Einige Ballen Tabak, etwas Hanf. Das war alles, was in den vergangenen Monaten ein wenig europäisches Geld in die notorisch leere Staatskasse der Konföderation gebracht hatte. Bis zum Frühjahr hatte auch noch Zucker, der als unregelmäßiges Rinnsal über das dürftige Eisenbahnnetz des Südens von Louisiana nach Karolina gelangt war, gelegentlich das Warenangebot der Handelsgesellschaft bereichert. Doch seitdem die Unionstruppen im April New Orleans und das Mississippidelta mit allen Zuckerplantagen unter ihre Kontrolle gebracht hatten, war das einzige halbwegs einträgliches Erzeugnis aus dem Sortiment verschwunden.

Bestürzt las Healey die letzte Monatsbilanz, die Miller aufgestellt hatte.

Nur ein knappes Dutzend Ballen Tabak hatte europäische Abnehmer gefunden. Und das auch nur zum Preis von acht Yankee-Dollar pro Ballen von einhundert Pfund, kaum mehr, als man für zweitklassigen Connecticut-Tabak zahlte. Der in der benachbarten Spalte zusätzlich aufgeführte Erlös von 9 Thalern, 24 Groschen und 8 Pfennigen nahm sich auch nicht erfreulicher aus, war dafür aber erheblich irritierender. Healey ahnte, dass es ihn noch einige Mühe kosten würde, das preußische Währungssystem zu verstehen, in dem ein Thaler in dreißig Silbergroschen unterteilt war, die ihrerseits jeweils den Gegenwert von 12 Pfennigen repräsentierten.

Als Nächstes fiel ihm eine Rechnung in die Hände, die Miller nicht mehr hatte abschicken können. Wie es schien, schuldete ein gewisser Nathaniel P. Weaver der Richmond-Handelsgesellschaft den Betrag von einem Thaler, elf Groschen und fünf Pfennigen für die Nutzung des firmeneigenen Lagerhauses am Alten Hafen. Healey versuchte, die Summe im Kopf in Yankee-Dollar umzurechnen. Aber obwohl er wusste, dass ein preußischer Thaler 69 Cents entsprach, strauchelte er schon beim ersten Versuch, den Wert der Groschen zu ermitteln. Da er merkte, dass ihm seine bescheidenen Kopfrechenfähigkeiten hier nicht weiterhelfen würden, begann er die Schubladen des Schreibtisches nach Papier und Stiften zu durchsuchen. Das Erste, was er entdeckte, war jedoch ein gefaltetes Pappkärtchen.

Healey klappte es auf und stellte fest, dass es sich um ein Abonnement des Karolinischen Opernhauses handelte. Offenbar war Miller ein so großer Freund der Künste gewesen, dass er sich einen fest reservierten Platz gegönnt hatte. Für Healey hingegen war dieser Fund völlig wertlos, da er mit Opern überhaupt nichts anzufangen wusste.

Er legte die Karte beiseite und machte sich wieder an seine Suche nach Schreibmaterial, als die Tür geöffnet wurde und ein blau uniformierter Amtsdienner eintrat. Es war ein Mulatte von recht dunkler Hautfarbe, einer von jener Sorte, die Healey daheim in Richmond auf den ersten Blick als Haussklaven eingeordnet hätte. Dass er es hierzulande bei allen Negern und Farbigen mit Freien zu tun hatte, verunsicherte ihn sehr. Er wusste nie recht, wie er sich ihnen gegenüber verhalten sollte. Wenigstens beschützte ihn die deutsche Sprache davor, in die gewohnte Anrede *Boy* zu verfallen und so vielleicht in eine unangenehme Situation zu geraten.

»Habe ich die Ehre mit dem Herrn Geschäftsführer der Richmond-Handelsgesellschaft?«, erkundigte sich der Amtsdienner.

»Der bin ich«, bestätigte Healey. »Was wünschen Sie?«

»Ich bin angewiesen, Ihnen dieses Schreiben zu überbringen.«

Der Mulatte händigte Healey einen weißen Umschlag aus, legte die Hand an den Mützenschirm, wünschte einen guten Tag und wandte sich zum Gehen. Er hatte bereits die Tür geöffnet und wollte gerade auf die Straße hinaustreten, als er sich noch einmal umdrehte und sagte: »Gestatten Sie mir, Sie meines Bedauerns über den Verlust des Tabaks zu versichern.«

»Welcher Tabak?«, wunderte sich Healey, der nicht die geringste Ahnung hatte, worauf sich die Bemerkung bezog.

»Die für Ihre Gesellschaft bestimmte Lieferung, die heute Nacht auf dem Güterbahnhof von Unbekannten verbrannt wurde. Hat man Sie über diesen Zwischenfall noch nicht in Kenntnis gesetzt?«

Healey schüttelte den Kopf. Er fand es seltsam, wie wenig ihn diese Mitteilung berührte. Eigentlich, das wusste er, hätte er wütend sein müssen. Doch er empfand gar nichts, abgesehen von ein wenig Verärgerung, weil er sich nun vermutlich mit der preußischen Polizei herumschlagen musste. Doch ansonsten war ihm alles gleichgültig.

»Verbrannt also«, meinte er nur. »Sie sagen das so, als würden hier tagtäglich Handelswaren angezündet.«

»Nicht gerade täglich. Aber es geschieht öfters. Meist trifft es eingeschmuggelte Baumwolle, doch gelegentlich auch gerade eingetroffene Lieferungen für Ihre Firma. Sie gestatten, dass ich mich nun empfehle?«

Der Amtsdienstler ging hinaus und schloss die Tür hinter sich. Healey drehte abwesend den Umschlag zwischen den Fingern und blickte mit unschlüssig gerunzelter Stirn ins Leere.

Man mag uns hier wohl nicht besonders, dachte er.

Dann erinnerte er sich daran, dass er ja ein vermutlich recht wichtiges amtliches Schreiben erhalten hatte. Er öffnete das Kuvert und zog eine mit goldenen Rändern verzierte Karte hervor, deren Kopf das preußische Wappen zierte. Darunter stand in feierlich verschnörkelten Frakturbuchstaben, dass der Herr Oberpräsident sich beehrte, Herrn Oswald Jackson Miller zum Ball Seiner Majestät König Wilhelms am 26. Oktober einzuladen.

Healey stutzte. Dass Miller eine so bedeutende Persönlichkeit gewesen war, erstaunte ihn ebenso sehr wie die Tatsache, dass offensichtlich niemand sein Dahinscheiden bemerkt hatte. Für einen Moment war er nicht sicher, was er mit dieser Einladung anfangen sollte. Dann aber kam er zu dem Schluss, dass er als Millers Nachfolger nun auch seine gesellschaftlichen Verpflichtungen wahrzunehmen hatte. Natürlich behagte ihm die

Vorstellung wenig, ausgerechnet vor dem König des Landes, das ein Stück Amerika gestohlen hatte, einen Bückling zu machen. Aber daran führte kein Weg vorbei, wenn er seine Aufgabe pflichtgemäß erfüllen wollte.

Healey holte das Friedrichsburger Adressbuch hervor. Er besaß keinen Frack und musste schnellstens herausfinden, wo er einen leihen konnte.

* * *

Pfeyfer wurde das Gefühl nicht los, dass ihm jemand folgte. Doch wann immer er sich umdrehte, konnte er keine verdächtige Gestalt unter den Passanten entdecken. Nachdem er zum dritten Mal stehen geblieben war und ergebnislos hinter sich geblickt hatte, tat er seine Ahnung als bloße Einbildung ab.

Ich brauche wohl dringend Erholung, dachte er und nahm sich vor, gleich nach der Abreise des Königs um eine Woche Urlaub zu ersuchen.

Pfeyfer setzte seinen Weg fort, ohne sich nochmals umzuschauen. Er ging die belebte Hohenzollern-Allee hinab bis zum Restaurant Printz, in dem die Offiziere der Friedrichsburger Garnison bevorzugt ihr Mittagessen einnahmen.

Als er eintrat, nahm ihn sogleich der Oberkellner in Empfang und geleitete ihn zu seinem üblichen Tisch im ruhigen rückwärtigen Teil des Saals. Pfeyfer setzte sich und bestellte, ohne die Karte zu konsultieren, wie an jedem Freitag Tomatensuppe, Rindergulasch sowie den Hauswein.

Dienstbeflissen nahm der Kellner die Order auf und entfernte sich. Er war kaum fort, da trat ein Mann in schwarzem Gehrock an den Tisch und nahm seinen hohen Zylinder ab.

»Ich wünsche Ihnen einen guten Tag, Herr Major Pfeyfer«, sagte der Fremde.

»Guten Tag, Herr ...« Pfeyfer versuchte, die schwächliche Gestalt mit dem kargen Schnurrbart und der dicken Brille mit irgendeiner ihm bekannten Person in Verbindung zu bringen. Doch er vermochte sich einfach an niemanden dieses Aussehens zu erinnern, was ihm sehr unangenehm war. »Verzeihen Sie bitte vielmals«, bat er, »ich fürchte, Ihr geschätzter Name ist mir entfallen.«

»Es gibt keinen Grund für eine Entschuldigung, Herr Major, da wir uns noch nie zuvor begegnet sind. Sie gestatten, dass ich mich setze.« Es war keine Frage, sondern eine Feststellung. Ohne Pfeyfers Reaktion ab-

zuwarten, ließ sich der Unbekannte auf dem gegenüber befindlichen Stuhl nieder.

»Für gewöhnlich pflege ich meine Tischgenossen selbst auszuwählen«, versetzte Pfyfer scharf und darum bemüht, angesichts dieser Impertinenz die Beherrschung zu wahren. »Ich darf Sie bitten, sich zu entfernen.«

Der Fremde ließ sich nicht beeindrucken, sondern legte in aller Ruhe den Hut beiseite, nahm die ledergebundene Menükarte an sich und schlug sie auf. »Gewiss dürfen Sie das«, antwortete er unbeeindruckt. »Aber erst habe ich mit Ihnen ein dienstliches Gespräch zu führen. Mein Name ist Krüger. Polizeidirektor Krüger von der höheren Polizei in Berlin. Himmel, was für eine armselige Getränkeauswahl!«

Pfyfer wurde hellhörig. »Von der höheren Polizei?«, fragte er misstrauisch nach. Er hatte es demnach mit einem Geheimpolizisten zu tun. Einem jener Männer, die er verachtete, weil sie wie Diebe im Verborgenen agierten, bespitzelten und sich maskierten, logen und täuschten, statt ehrenhaft mit offenem Visier zu handeln. Dass er von einem solchen Menschen kein anständiges Benehmen erwarten durfte, war ihm klar.

»Sie haben ganz recht gehört«, bestätigte Krüger und winkte einen Kellner heran. »Man sagte mir, ich würde Sie hier antreffen. Wir haben eine Angelegenheit von größter Tragweite zu besprechen.«

»Und warum suchen Sie mich dazu nicht einfach in meinen Diensträumen auf, wenn ich fragen dürfte?«

»Weil meiner Erfahrung nach ein Gespräch an einem öffentlichen Ort wie diesem der Geheimhaltung zuträglich ist. Nirgendwo ist man so sicher vor unerwünschten Lauschern wie inmitten vieler Menschen.« Krüger wandte sich an den herantretenden Kellner und bestellte sich ein Wasser, wobei er ausdrücklich ein sauberes Glas verlangte. Sobald der Kellner wieder außer Hörweite war, sprach der Geheimpolizist weiter: »Reden wir nun davon, aus welchem Grunde ich eine vertrauliche Unterredung mit Ihnen suche.«

»Sicher. Vorausgesetzt, Sie können sich legitimieren«, erwiderte Pfyfer distanziert.

Auf dieses Ansinnen war Krüger offenbar vorbereitet gewesen. Er griff in die Innentasche seines Gehrocks und holte ein gefaltetes Schriftstück hervor, das er dem Major reichte.

»Meine Beglaubigung. Wie Sie daraus unschwer ersehen werden, bin ich im unmittelbaren Auftrag des Herrn Ministerpräsidenten von Bismarck hier.«

»Bismarck?«, wiederholte Pfyfer verwundert, bevor ihm einfiel, dass ja ein Mann dieses Namens seit einem Monat den undankbaren Posten des Regierungschefs bekleidete. Er öffnete das Dokument und nahm zunächst Siegel und Unterschrift in Augenschein, ehe er den Text las. Den knapp gefassten Zeilen zufolge hatte Herr von Bismarck den Polizeidirektor Krüger zur Erledigung nicht näher erläuteter besonderer Aufgaben nach Karolina entsandt und wünschte, dass Major Wilhelm Pfyfer ihm dabei jegliche Unterstützung zukommen ließ.

»Nun gut, Sie sind derjenige, der Sie zu sein behaupten«, erkannte Pfyfer widerwillig an und gab Krüger das Schriftstück zurück. »Doch zu meinem Bedauern ist es mir unmöglich, der Bitte des Herrn Ministerpräsidenten zu entsprechen. Als Offizier nehme ich keinerlei Weisungen von Zivilisten entgegen. Die Regierung hat dem Militär keine Anordnungen zu erteilen. Befehle erhalte ich ausschließlich von meinen militärischen Vorgesetzten«, belehrte er Krüger schroff, in der festen Überzeugung, den unwillkommenen Gast damit schnell loszuwerden.

Doch zu seinem Befremden trat Krüger keineswegs kleinlaut den Rückzug an, sondern gab sich unverändert dreist. »Das ist mir bewusst, Herr Major. Wenn Sie einen Blick hierauf werfen wollen?«

Er zog ein weiteres Papier hervor, das er gleichfalls Pfyfer übergab. Der Major fragte sich, welche lächerlichen Tricks Krüger wohl aufzufahren versuchte, und entfaltete das Schreiben.

Fast augenblicklich verwandelte sich seine Abschätzigkeit in sprachloses Erstaunen. Niemand anderer als Generalleutnant Albrecht von Roon, als Kriegsminister nach dem König sein oberster Vorgesetzter, befahl ihm ausdrücklich, sämtlichen Anweisungen des Polizeidirektors ohne Einschränkung nachzukommen. Unter den unmissverständlichen Zeilen prangten Roons Unterschrift sowie das Dienstsiegel mit dem Preußenadler. Gleich dreimal musste Pfyfer diesen Befehl lesen, bevor er sicher war, keiner Halluzination erlegen zu sein.

Er hatte seine Sprache immer noch nicht wiedergefunden, als der Kellner mit den Getränken und der Suppe kam. Erst als sie wieder ungestört waren, konnte Pfyfer endlich seine Fassungslosigkeit überwinden und blickte Krüger direkt ins Gesicht. »Gut. Die Befehle sind eindeutig. Was also wollen Sie hier?«

Der Geheimpolizist trank ohne Hast einen Schluck Wasser und antwortete dann: »Der Herr Ministerpräsident ist um die Zustände in dieser Provinz besorgt. Die Erfordernisse der Geheimhaltung verbieten mir natürlich, das Wesen meiner Mission mit Ihnen zu erörtern. Nur so viel: Ich

wünsche, dass Sie mich fortan über jegliche Ereignisse unterrichten, die Sicherheit und Ordnung in Karolina unmittelbar betreffen. Ergänzende Anweisungen folgen nach Bedarf.«

Er legte einen Zettel auf den Tisch. »Meine Adresse in Schönhöhe. Lassen Sie mir alle Mitteilungen von verlässlichen Meldern überbringen. Wenn es die Umstände gestatten, versiegelt und nach dem Codebuch chiffriert.«

»Aber natürlich. Haben Sie sonst noch Wünsche?«, quittierte Pfyfer die Instruktionen des Geheimpolizisten verstimmt.

»Sie werden die Freundlichkeit haben, mir kurzgefasst zu erläutern, wie es gegenwärtig um die Stabilität Karolinas bestellt ist«, verlangte Krüger, dem die zynische Spitze in Pfyfers Tonfall entweder entgangen oder gleichgültig war.

Der Major nahm sich trotz seines rapide anwachsenden Unmuts zusammen und gab seinem Gegenüber einen Lagebericht, der nichts Wesentliches ausließ. Er erwähnte die durch den Krieg hervorgerufene gefährliche wirtschaftliche Krise ebenso wie die zunehmenden Spannungen zwischen den vorwiegend weißen Liberalen und den mehrheitlich konservativen Schwarzen. Auch die Versuche einiger amerikanischer Südstaater und ihrer Freunde in der Provinz, zusätzlichen Unfrieden zu säen, riss er kurz an.

Krüger schien seinen Worten nicht übermäßig aufmerksam zu folgen. Nachdem Pfyfer zu Ende gesprochen hatte, ließ der Geheimpolizist schweigend eine halbe Minute verstreichen und meinte dann: »Ich verstehe ... Sagen Sie, auf welchem Wege setzt man sich mit der Regierung der Insurgenten in Richmond in Verbindung? Auch wenn Preußen die Konföderierten Staaten nicht anerkennt, gibt es doch sicher gelegentlich praktische Fragen, die unabhängig von diplomatischen Erwägungen geklärt werden müssen. Für solche Zwecke existiert doch zweifellos eine Art informelle Vertretung der Konföderation in Karolina.«

»Ja, das trifft zu«, bestätigte Pfyfer. »Der Geschäftsführer der Richmond-Handelsgesellschaft ist sozusagen als inoffizieller Konsul der Südstaaten tätig. Die Firma ist nichts als eine Dependance des konföderierten Außenministeriums. Seit drei Tagen ist der Posten wieder besetzt, nachdem der bisherige Geschäftsführer vor drei Wochen verstarb.«

»Bemerkenswert, wie Sie auf dem Laufenden sind, obwohl Sie doch erst gestern aus New York zurückkehrten. Sicherlich haben Sie auch für den König schon einen Bericht über den Unfall der *Great Eastern* verfasst, nicht wahr?«

Pfeyfer starrte Krüger mit weit aufgerissenen Augen an. »Zum Teufel, woher wissen Sie —«

»Es war keine wirkliche Herausforderung, das herauszufinden«, unterbrach ihn der Polizist mitten im Satz. »Als ich mich das erste Mal im Korpskommando nach Ihnen erkundigte, sagte mir Ihr Adjutant ganz offen, dass Sie ein Befehl des Königs nach Washington gerufen hatte. Und von der Besatzung der *Libelle* erfuhr ich, dass Sie anschließend in New York die *Great Eastern* aufgesucht haben. Nun, da der König an Bord eben jenes Schiffes nach Amerika gekommen war und die Zeitungen gestern von der Kollision der *Great Eastern* mit einem Riff berichteten, gehörte nicht viel Phantasie dazu, hier einen Zusammenhang zu erkennen.«

Erbost schlug Pfeyfer mit der flachen Hand auf den Tisch, so heftig, dass die gläsernen Gewürzstreuer in ihren Silberhalterungen klirrten. »Was fällt Ihnen ein, mich auszuspionieren!«, fuhr er Krüger an.

Sein Gegenüber zeigte keine Regung, sondern erwiderte kühl: »Hätte ich Sie ernstlich ausspioniert, Herr Major, dann wüsste ich jetzt Dinge über Sie, die bislang nicht einmal Ihnen selber bekannt sind.« Dann aber war ihm anzumerken, dass er sich unvermittelt der Gefahr bewusst wurde, Pfeyfer über Gebühr zu erzürnen und so vielleicht unnötige Komplikationen heraufzubeschwören. Um die Wogen zu glätten, lenkte er das Gespräch schnell in eine unverfängliche Richtung, indem er in beschwichtigendem Plauderton bemerkte: »Das muss doch ein fabelhaftes Schiff sein, nicht wahr?«

»Ein Albtraum von Schiff«, knurrte Pfeyfer, der den angebotenen Olivenzweig widerstrebend und nur aus reiner Höflichkeit akzeptierte. »Es fährt nur Verluste ein und nun wird seine Reparatur vermutlich ebenfalls eine Unsumme kosten. Man sagte mir, die Eigner würden es wohl für jeden noch so niedrigen Preis verkaufen, wenn es nur einen Käufer gäbe. Und jetzt ...«

Er wollte eine entschlossene, unmissverständliche Aufforderung an Krüger aussprechen, auf der Stelle das Restaurant zu verlassen. Just in diesem Moment jedoch trat ein junger Infanterieoffizier mit den Epauletten eines Premierleutnants an den Tisch, schlug die Hacken zusammen und nahm Haltung an. »Bitte Herrn Major gehorsamst um Erlaubnis zum Sprechen!«, meldete er.

Pfeyfer sah ihn halb entnervt, halb mitleidig an. »Sie schon wieder, Levi?«

»Ich bitte Herrn Major um Vergebung. Aber ist ist wegen meiner Beförderung.«

»So begreifen Sie doch, dass es nicht möglich ist«, hielt Pfeyfer ihm entgegen. »Ich kann Sie nicht für eine Beförderung zum Hauptmann vorschlagen. Ihre Leistungen und Befähigungen ziehe ich nicht in Zweifel, aber es geht einfach nicht, weil ... weil ...«

»Weil ich Jude bin, wollen Herr Major sagen«, ergänzte Levi bitter.

»Eben deshalb«, bescheinigte Pfeyfer, erleichtert darüber, dass der Leutnant ihm die Begründung abgenommen hatte. »Es ist kein Vorbehalt gegen Sie persönlich. Nur würde ich mich mit einem solchen Vorschlag selbst unmöglich machen. Und ich will offen sein – es grenzt an ein Wunder, dass Sie es überhaupt zu Ihrem gegenwärtigen Rang bringen konnten. Wenn ich Ihnen einen gut gemeinten Ratschlag geben darf: Bescheiden Sie sich mit dem Erreichten. Wenn Sie nicht anstreben, was Sie doch nicht erreichen können, bleiben Ihnen schmerzhaft Enttäuschungen erspart.«

Der junge Offizier starrte Pfeyfer in ungläubigem Entsetzen an. »Herr Major, ich ... es besteht also keine Hoffnung auf Beförderung für mich, bis zum Ende meiner Laufbahn? Ganz gleich, wie sehr ich mich bemühe oder was ich leiste?«

»Nehmen Sie es hin, Leutnant«, riet Pfeyfer. »Weder Sie noch sonst ein Mensch kann an gewissen Tatsachen etwas ändern. Sie dürfen gehen.«

Erbleicht machte der Premierleutnant kehrt und trat weg.

»Traurig«, murmelte Pfeyfer halblaut, ohne ihm nachzusehen.

Krüger trank sein restliches Wasser aus, erhob sich und deutete mit einem sparsamen Neigen des Kopfes eine Verbeugung an. »Auch für mich wird es nun Zeit. Es war mir ein Vergnügen, Herr Major. Vergessen Sie bitte nicht, mich über alles in Kenntnis zu setzen. Habe die Ehre.«

Er setzte den Zylinder auf und ging. Pfeyfer blickte ihm kurz hinterher und rümpfte abschätzig die Nase.

Was für ein widerrärtiger Zeitgenosse, dachte er. Gebe Gott, dass ich mit dem so wenig wie möglich zu tun haben werde.

Dann aß er endlich den ersten Löffel seiner Tomatensuppe, die bereits unerfreulich abgekühlt war.

Der Geheimpolizist trat aus dem Restaurant auf die Straße hinaus. Ein Ausdruck souveräner Zufriedenheit lag auf seinem Gesicht. Er wusste, dass er nahezu jede Rolle überzeugend verkörpern konnte. Doch in die Figur des penetranten Polizeidirektors Krüger war er mit besonderem Entzücken geschlüpft.

Aber er hatte keine Zeit, sich auf seinen Lorbeeren auszuruhen.

In seinem Kopf entstand bereits Stück um Stück ein Plan, den es auszuarbeiten und in die Tat umzusetzen galt. Und der erste Schritt dazu war, die Richmond-Handelsgesellschaft näher kennenzulernen.

Zielstrebig ging er die Hohenzollern-Allee hinab. Es gab wichtige Aufgaben zu erledigen.